H.lit.U. 62ᵃ [Büschel]

H. lit. U. 62 x

456 H

Richter del.   G. Boettger fec.

Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Menken

Leipzig 1791
bey J. G. Büschels Wittwe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Menkens zwei Reden von der Charlatanerie der Gelehrten sind zu bekannt, als daß ich glauben dürfte, irgend einer meiner Leser wisse nichts von ihrem Dasein. Das Werkchen machte zu seiner Zeit großes Aufsehen, und verdiente es, theils wegen der Freimüthigkeit die darin herrscht, theils wegen der treffenden Wahrheiten die es enthält, theils auch wegen der muntern und bisweilen originellen Laune des Verfassers. Es wurde ins deutsche und französische übersetzt, mit den Anmerkungen verschiedner Gelehrten begleitet, und erlebte in kurzer Zeit einige Auflagen. Sehr wahrscheinlich hat es damals auch Nutzen gestiftet, daß nämlich mancher Schriftsteller, mancher akademische Lehrer, der sich getroffen fühlte, seiner Markt-

schreierei Einhalt that, und wenigstens seine Waare nicht so laut anpries, daß seinen Lesern und Zuhörern die Ohren davon gellten; mancher andre, der erst die Bahn zum Tempel der Weisheit betreten hatte, das Lächerliche jener Thoren, die Menke züchtigt, einsah, und sich für dem Unwesen hütete. Nachher kamen die guten Warnungen, wie gewöhnlich alle die nicht oft wiederholt werden, in Vergessenheit, und die Sache wurde ärger als vorher — ärger als Menke sie geschildert, so unglaublich dies manchen auch scheinen mag. Wer nur blos mit der Litteratur dieses und des vorigen Jahrzehends einigermaßen bekannt ist, wird meine Behauptung nicht übertrieben finden. Niemand dachte mehr an Menkens Geißel, und dachte man daran, so geschah es mit der süssesten Selbstzufriedenheit, mit der vollen Ueberzeugung: Dies alles geht mich nichts an. Daß diese Ueberzeugung bisweilen täuscht, gehört unter die Unvollkommenheiten des menschlichen Geschlechts, das gebrechlich war

von je her. Und wer weiß nicht, daß ein und derselbe Gegenstand verschiednen Personen verschieden in die Augen fallen, und verschiedne, oft ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen kann? So wird mancher Gelehrter, der, bei der genauen Kenntniß seiner Verdienste, noch sehr bescheiden von sich und seinen Werken zu sprechen glaubt, dennoch Vielen ein Charlatan und Prahler zu seyn scheinen. So werden seine Anhänger vor ihm niederfallen und anbeten, indeß Andre mit Achselzucken vorübergehen. Dergleichen Erscheinungen sind so gewöhnlich, daß sie wenig Aufsehn mehr erregen, und sich darüber in einzelne Erörterungen und Beweise einzulassen, wäre eben so unnütz, als eine weitläuftige Demonstration, daß zwei mal zwei Vier macht. Daher zur Sache.

Vor einiger Zeit fiel mir von ungefähr Menkens obgedachtes Werk in die Hände. Ich hatte es schon einmal in meiner frühern Jugend und nur flüchtig durchlesen. Jetzt las ich es wieder, aber mit Aufmerksamkeit,

und mit innigem Vergnügen. Es war unmöglich, dabei nicht an die heutige Beschaffenheit unsrer Litteratur, an den Umschwung, den sie genommen hat, und an die Gelehrten zu denken, die ihn veranlaßt oder dazu beigetragen haben. Die Anwendung bot sich immer von selbst dar. Oft schien es mir, als hätte Menke im prophetischen Geiste geredet und geschrieben, und unsre Zeiten geschildert, so sehr paßte das, was ich hier las, auf das, was ich in andrer jetzt lebender berühmter Schriftsteller Werken las, was ich sah, hörte, oder vor kurzem gelesen, gesehn, gehört zu haben mich erinnerte. Weit öfter aber mußte ich ausrufen: Was würde der gute Menke erst sagen, wenn er jetzt lebte? — Bisweilen vergaß ich mich so sehr, daß ich einen häßlichen Verstoß wider die Chronologie beging, und mich ärgerte, daß der Verfasser nicht noch das, das, und das beigebracht und bemerkt hatte, bis ich mich besann, und ihn entschuldigte, daß er Scenen aus unsern Tagen vor sieben und siebenzig Jah-

ren nicht geschildert hatte. Sogleich war aber mein Entschluß gefaßt, gegenwärtiges Werkchen ans Licht zu stellen, und Menken gleichsam zu suppliren. Erst hatte ich den Gedanken, Menkens zwei Reden ohne Veränderung wieder abdrucken zu lassen, meine Bemerkungen als Noten beizufügen, alles was er von der Charlatanerie der Gelehrten sagt, durch neuere Exempel zu bekräftigen, hin und wieder moralische Sprüche und Nutzanwendungen einzuflechten, und das Ganze als ein Lehr- und Sittenbüchlein für Kinder, auch allenfalls für Jünglinge, herauszugeben; damit die Kleinen, wenn sie groß werden, sich vor dergleichen Thorheiten hüten könnten. Bei weiterm Nachdenken aber konnt' ich es meinem eignen Gefühl nicht abläugnen — so überzeugt ich auch war, daß ich nach den Gesetzen nicht verdammt wurde — daß dies wenigstens eine Art von feinem Nachdruck sei; und diesem Vorwurf wollte ich mich und meinen Verleger nicht aussetzen — denn es ist

ein häßliches Wort, und eine noch häßlichere Sache, wie dies von vielen und zum Theil berühmten Männern längst sattsam erwiesen ist. Dann kam ich auf den Einfall, mein Werkchen: Das Buch von der Charlatanerie (worunter natürlich auch die gelehrte Charlatanerie gehört) zu betitteln, und es mit Holzschnitten verzieren zu lassen. Aber auch davon ging ich ab. Denn es sollte doch eigentlich kein Volksbuch seyn was ich schreiben wollte, und ich würde auf diese Art doch nicht haben verhindern können, daß man dies geglaubt, und mancher etwas darin gesucht hätte, was nicht zu finden ist, so wie mancher vielleicht etwas darin würde gefunden haben, was ihm nie im Sinn kam zu suchen. — Endlich bestimmte ich mich über das Wie — denn Was ich schreiben wollte, damit war ich längst mit mir einig*) — und so erscheint das Werkchen in gegenwärtiger Form.

*) Dies ist nicht immer der Fall, wenn ein Schriftsteller die Feder in die Hand nimmt. In unsern schreibseligen Zeiten giebt es sehr viel Autoren, die sich an ihr Pult

Ich habe mich oft auf *Menkens* eigne Worte bezogen, und sie angeführt, besonders wenn es darauf ankam, zu zeigen, wie gültig mancher seiner Aussprüche noch jetzt seyn würde. Darüber wird man mich hoffentlich nicht tadeln. Desto schärfer vielleicht eines andern Umstands wegen, und dieser ist: daß ich Beispiele von jetzt lebenden Gelehrten angeführt, und sie der Charlatanerie bezüchtigt habe. Aber *erstlich* habe ich hierin *Menken* selbst als Muster vor mir — welches hier deshalb nicht von geringem Gewicht ist, weil das Werk dieses Gelehrten gleichsam die Grundlage des meinigen ausmacht, ohne welches ich wahrscheinlich nie auf den Gedanken gerathen wäre, etwas ähnliches zu schreiben. *Zweitens* wollte ich keine Theorie der gelehrten Charlatanerie schreiben, noch über den Schaden, den sie von je her gestiftet hat und noch stiftet, weitläuftig deklamiren, sondern die

setzen, um zu schreiben, ohne eigentlich und bestimmt zu wissen, *womit* sie ihre künftigen Leser unterhalten wollen.

Sache selbst, so viel mir möglich, ins Licht setzen, die verschiednen Seiten derselben aufdecken, und die mancherlei Gestalten, in denen sie sich zeigt, darstellen. Dies konnte ich nicht, ohne Beispiele anzuführen. Und diese Beispiele durfte ich, wenn ich meinen Zweck nicht ganz verfehlen wollte, nicht immer von obscuren Männern hernehmen, sondern bisweilen auch von Schriftstellern, die fast in allgemeinem Ansehen stehen, die anderweitige anerkannte Verdienste haben, und deren Werke sogar die Lieblingslektüre eines großen Theils des Publikums sind. Drittens mußte ich dem Nutzen, den ich vielleicht — wiewohl freilich nicht wahrscheinlich — stiften kann, gänzlich entsagen, wenn ich nur Beispiele aus den Schriften verstorbner Gelehrten gewählt hätte. Die lebenden würden also immer noch geglaubt haben, dies alles träfe sie nicht, und mein Buch würde fast zugleich mit seiner Entstehung vergessen seyn. Ueberdies können diese sich ändern, jene nicht — diese können sich, wenn sie sonst wollen,

verantworten, jene müssen schweigen. Auch würde der größte und klügste Theil der Lesewelt mich einer niedrigen Schmeichelei und lächerlichen Furcht beschuldigt haben, wenn ich bei allem Reichthum der Materie, die sich mir jetzt darbietet, blos eine Streiferei in das Reich der Schatten gethan hätte. Nicht zu gedenken der bekannten Maxime: De mortuis nil nisi bene. Wiewohl ich gern gestehe, daß es höchst lächerlich seyn würde, diese Maxime überall und buchstäblich befolgen zu wollen.

Daß die blinden Anbeter derjenigen berühmten Männer, die ich mir zu Beispielen wählte, heftig gegen mich kreischen und mich beschuldigen werden, ich hätte dem Magnet, dem ihre schwachen Geister zufliegen, seine anziehende Kraft benehmen, die Axe, um die sie sich drehen, zertrümmern, den Pharus, der ihnen allein auf den dunkeln und gefahrvollen Pfaden dieses Lebens leuchtete, umstürzen, das Panier ihres Glaubens, unter dem sie mit unerschütterlicher Treue fochten, antasten,

mit verwegnem Schritt in ihr Heiligthum bringen, die Altäre ihres Abgotts, vor denen sie so gern niederfielen, zerstören, ihren einzigen Trost, ihre einzige Stütze, ihre Zuflucht in Anfechtungen ihnen rauben — mit einem Wort, ich hätte jene erhabnen Wesen nur verläumden wollen; dies sehe ich zum voraus, aber ich beruhige mich darüber sehr leicht. Denn, wer läßt sich gern einen süssen Wahn benehmen? Wer ohne Widerstreben von einer einmal fest angenommenen Meinung zurückbringen? Ueberdies sprach ich nur von blinden Anbetern, und wem muß deren Urtheil nicht gleichgültig seyn? Die wahren Verehrer jener Gelehrten werden längst beim Lesen ihrer Schriften gewußt haben, das Gold von den Schlacken abzusondern, und sie werden hier nichts finden, was dazu dienen könnte, den anerkannten und eigentlichen Werth derselben herabzusetzen oder zu schmälern. So wie ich ein für allemal erkläre, daß ich weit entfernt bin, den wirklichen Verdiensten jener Männer, die sie um Volksbildung,

Aufklärung, Verbreitung der Sittlichkeit und Tugend, Veredlung der Gefühle, oder um was es immer sei, haben, aus Schadenfreude oder Schmähsucht Hohn sprechen zu wollen; daß ich vielmehr, was diese Verdienste betrift, einer ihrer eifrigsten Verehrer bin, und stets seyn werde; daß ich aber nicht glaube, noch dafür halte, daß man an einem großen Manne alles bewundern, anstaunen und beklatschen müsse, alles, auch das was er mit jedem andern Menschen gemein hat, auch seine Capriolen, blos weil es die Capriolen dieses Mannes sind. Ferner glaube ich nicht, daß man einen großen Mann schon an dem Halten seiner Tabakspfeife für das erkennen könne was er ist, noch ihm darum Weihrauch streuen müsse, und endlich glaube ich nicht, daß man ohne weitere Untersuchung Celebrität für Verdienst gelten lassen müsse. Jene Allesbewunderer, die, wenn ihr Abgott den Mund zum Sprechen öfnet — und vielleicht etwas anders öfnet als die gemeinen Menschenkinder — gleich der ganzen

Welt aus vollem Halse zuschreien: Hört, was aus diesem Munde für Weisheit fließen wird! — und, wenn sie es vernommen haben, es mag auch noch etwas so alltägliches und triviales seyn, Beifall zujauchzen, und sich selbst glücklich preisen, daß ihnen solche Geistesnahrung zu Theil geworden — jene Menschen, sag' ich, kommen mir vor, wie der Pöbel in kleinen Städten — oder auch in großen mit kleinstädtischen Sitten, — der auch alles angaft und bewundert, was nur eine Linie breit über seine Begriffe, oder über das geht, was er täglich zu sehen gewohnt ist — oder wie die tiefgelahrten Critici in den Schauspielhäusern, die einen Akteur beklatschen, wenn er heraustritt und den Mund noch nicht aufgethan hat, weil er ihr Freund ist, und sie in sein Interesse zu ziehen gewußt hat; und eine Aktrice, weil sie ihre Talente genauer kennen. — Meine endliche Meinung, die ich so lange für wahr halten werde, bis man mich eines bessern belehrt, ist: Daß man den Mann nach seinen Werken beurtheilen müsse, aber

ja nicht ein Werk aus Vorliebe für, oder aus Haß gegen dessen Schöpfer; sintemal auch große Leute stolpern und sogar fallen können, und gemeiniglich desto tiefer, je höher die Staffel der Weisheit ist, die sie erstiegen haben, oder erstiegen zu haben vermeinen. Je höher der Preiß, je besser die Waare, glaubt der gemeine Mann im Handel und Wandel. Für den Gelehrten wär' es Schande, wenn er sich dem Pöbel in allem gleich stellen, und dessen Grundsätze überall annehmen wollte. Daher hat z. B. ein Schriftsteller von Ruf, das ist ein solcher, um dessen Produkte sich die Buchhändler fast prügeln, und alle mögliche Kniffe anwenden ihn an sich zu ziehen, der zwanzig und noch mehr Thaler Honorarium für den Bogen bekömmt — dieser hat das Recht a l l e s zu schreiben, denn es m u ß alles schön und vortreflich seyn, auch die Aufsätze, die er zwischen Schlaf und Wachen verfertigt hat: man d a r f daran nichts zu tadeln finden; und wäre ja einer so keck, es thun zu wollen, so muß er gleich vor dem nieder-

stürzenden Argument verstummen: X. Y. Z. oder wie er heißen mag, hat ja das Werk geschrieben —

Und wen dies noch nicht überführt,
Der sei anathematisirt,
Denn wir sind infallibel.

Noch einmal also, und zum letztenmal sei es gesagt: Verdienste schätz' ich, verehr' ich, wo ich sie auch finde; nur gelehrte Charlatanerie ist mein Gegenstand. Und daß sich mancher Anstrich, manche Spuren davon, auch in den Schriften und Aeußerungen sehr verdienstvoller Männer entdecken lassen, darüber, glaub' ich, wird jeder mit mir einig seyn, der gesunde Augen hat und damit sehen will.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich das Wort Charlatanerie oft in einem zu weitläuftigen, oft in unrechtem Sinn genommen, und sie mit Pedanterie, Prahlerei, Habsucht, übertriebenem Stolz, Affektation, Zanksucht, vor-

setzlicher Täuschung u. d. m. verwechselt habe. Ich bekenne es, und folgendes ist meine Entschuldigung. Ich habe mich mehr an den Begriff, den man mit diesem Worte verbindet, als an dieses allein gehalten. Man sehe nur einen gemeinen Charlatan auf seiner breternen Bühne. Daß er prahlt nnd seine Zuhörer vorsetzlich täuscht, fällt jedem in die Augen; aber er ist zugleich Pedant, indem er auf Kleinigkeiten und Nebensachen, die freilich bei ihm die Hauptsache seyn mögen, einen großen Werth setzt — habsüchtig, weil er blos aus Gewinnsucht handelt, und alle mögliche Kniffe, erlaubte und unerlaubte, anwendet, um seine Waare los zu werden. Sein Stolz ist unverkennbar, weil er alles um sich her verachtet. Er affektirt und giebt sich ein sonderbares Ansehen von Würde, um den Pöbel zu locken, und ihn zum Lachen oder zum Staunen zu bewegen; und es trete nur ein College neben ihm auf und biete eben solche Arzneien, wie er hat, zu Kauf —

plötzlich wird Brodneid uud Zanksucht in ihm erwachen: Mein Lebens-Elixir ist das einzige aufrichtige und ächte; mein Nachbar betrügt euch mit seiner elenden Quaksalberei, wird er ausrufen, und jenen mit den niedrigsten Benennungen belegen, um ihn herabzusetzen. Dort Elixire, hier Meinungen — am Ende läuft es auf eins hinaus.

Schlüßlich muß ich noch erinnern, daß ich nur von denjenigen Gelehrten gehandelt habe, welche als Schriftsteller aufgetreten sind — akademische, Schullehrer und andre waren ganz außer meinem Plan. Von den Schriftstellern selbst habe ich nur gewisse Klassen, und von diesen nur wenige Individua ausgezeichnet, besonders solche, von denen ich weiß daß sie allgemein bekannt sind, und am häufigsten gelesen werden. Man wird folglich hier manche Lücken bemerken. Aber alles beizubringen, was unter die Rubrik der Charlatanerie der Gelehrten zu gehören scheint, oder wirklich gehört, war mir

unmöglich; theils weil ich nur ein Bändchen schreiben wollte, theils weil vieles außer meinem Gesichtskreis liegt; welches aufrichtig zu bekennen ich kein Bedenken trage. So viel zur Einleitung.

Von der Charlatanerie der Gelehrten überhaupt.

Es ist unstreitig weit leichter, Thorheiten der Menschen aufzufinden, als ihre Laster. Diese suchen sie so viel möglich zu verbergen, sie schämen sich ihrer, so lange sie noch einiges Gefühl haben, und oft kann nur der Vertraute ihrer Herzen, nur derjenige, dem der Zugang zu ihren Geheimnissen verstattet ist, sie auffinden. Jene hingegen tragen sie öffentlich zur Schau, sie brüsten sich mit ihnen, sie sind gleichsam ein Theil ihres Selbsts geworden, folglich vertheidigen sie solche, und wollen, vermöge der uns angebohrnen Ei-

genliebe, daß man sie schön finde. Hieraus kann man sich die Erscheinung erklären, warum es von je her gefährlicher war, Thorheiten zu rügen, als Laster. Diese läugnet der Angegriffene, und hält sich für gerechtfertigt genug. Nicht so mit den Thorheiten. Ohne den willkührlichen Werth zu rechnen, den er auf sie setzt, beruht auf ihnen ein Theil seiner moralischen Existenz, und folglich glaubt er sie schützen zu müssen. Scheltet einen Stutzer, belegt ihn mit dem Namen eines Bösewichts, und er wird lächeln, wird sich vielleicht beehrt glauben, denn er ist doch Etwas — nehmt ihm seine Locken, seine Modekleider, seine Riechfläschgen und alle die Tändeleien und Spielzeuge, durch die er Weibern zu gefallen trachtet, und er wird sich vertheidigen, und kann er das nicht, verzweifeln — denn nun ist er wirklich Nichts. So ist es in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Man beschuldige jemanden eines Verbrechens, er kann demungeachtet noch unser Freund werden — man setze seine Thorheiten ins Licht,

und er wird uns bis in den Tod verfolgen. Dieser Gedanke, recht lebhaft gedacht, hätte mich beinahe vermocht, die Feder wieder nieder zu legen, nachdem sie schon ergriffen war; doch konnt' ich mich nicht dazu entschließen, meinen Vorsatz aufzugeben. Hieraus sieht man wenigstens, daß ich mich nicht wie ein Tollkühner blindlings in die Gefahr gestürzt habe; ich erkannte sie sehr wohl — Daß ich mich aber dennoch muthwillig dieser Gefahr aussetzte, die ich sehr wohl vermeiden konnte — das mag man meinetwegen auch unter meine Thorheiten zählen, von welchen nun einmal kein Sterblicher frei ist.

Daß die gelehrte Charlatanerie den Wissenschaften schade, dies, glaub' ich, bedarf keines Beweises — sollte auch dieser Schade blos darin bestehen, daß der Unerfahrne, mancherlei Ungereimtheiten den Wissenschaften selbst zuschreibt, welche er auf die Rechnung der Meister und Lehrer derselben setzen sollte, und so die Person mit der Sache verwechselt. Jede Wissenschaft, die dem

menschlichen Geschlecht unmittelbar zum Vortheil gereicht — und nur eine solche verdient diesen Namen — ist verehrungswürdig. Gleichwohl wird sie in dem Munde und unter der Feder manches Mannes, der sie vorträgt, so lächerlich, bekömmt ein so buntschäckiges, sonderbares Ansehen, daß Leser und Zuhörer oft nicht wissen, was sie daraus machen sollen. Sehr natürlich. Der Lehrer oder Schriftsteller will sich empfehlen, nicht die Wissenschaft — diese ist nur das Vehikul, durch welches er seine Meinungen und Einfälle an den Mann bringen will. Ein berühmter Schriftsteller unsrer Zeit schreibt das Leben eines berühmten Helden der Vorzeit. Dies zeigt der Titel, dies zeigen die so und nicht anders an einander gereihten Buchstaben und Worte. Der Leser, der sich blos daran hält, kann zufrieden seyn, denn er erhält, was man ihm versprach. Glaubt er aber, nun seinen Helden von innen und außen zu kennen, so darf man wohl sagen, daß er sich irre. Denn wer nur etwas tiefer in den

Geist dieser Biographie eindringt, der wird bald finden, daß es der Schriftsteller weit unter seiner Würde glaubte, den alten vermoderten Heiden zu schildern — sein jetzt blühendes Selbst ist es, das er uns zur Bewunderung anvertraut. Seine Einfälle, seine Meinungen, seine Sprachwendungen sind es, sein Bombast, sein auf Stelzen gehender Dialog. Der wollte Gott selig Entschlafne wußte von dem allen nichts, was man ihm hier in den Mund legt; er wußte nicht, daß man von seinen Talenten einst solchen Gebrauch machen würde. Dies nur zum Beispiel.

Wenn also Menke in der Vorrede sagt: Sein Vorsatz sei, zu zeigen, wie viel Eitelkeit in allen Wissenschaften verborgen liege; so hat er sich wohl unrecht, wenigstens sehr undeutlich ausgedrückt. Denn wer wollte nur eine wahre Wissenschaft, wie viel weniger alle der Eitelkeit zeihen? Er hat dies auch nirgends in

seinem Werke gethan. Ein Diamant verliert doch wohl nichts von seinem Werth, weil er in Blei gefaßt ist, er zeugt nur von dem schlechten Geschmack seines Besitzers — So auch mit den Wissenschaften. Man schneide die Flittern weg, mit denen sie unnöthiger Weise belastet sind, und sie werden in desto schönerm, in ihrem eignen Glanze erscheinen. Der Verf. erklärt auch weit deutlicher seine Meinung in den vorhergehenden Worten, da er sagt: Er wolle entdecken, was für Schminke und Firnisses sich Einige bedienen, die Unvorsichtigen an sich zu locken. Dies ist sein eigentlicher Gegenstand, und folglich auch der meinige. Diese Prahlerei und Charlatanerie vieler Schriftsteller, um Käufer und Leser ihrer Produkte zu finden, dieser Firniß und Schminke, wovon sie Gebrauch machen, um das Publikum zu täuschen, ist mancherlei Art. Hieher gehören zuerst

die Ankündigungen in öffentlichen Blättern.

Sie sind eigentlich das, was in den ersten Monaten der Schwangerschaft die Bewegungen des Embryo in dem Uterus der Mutter sind. Die noch unvollkommne Masse entwickelt sich zur künftigen Existenz, und diese Entwicklung kann nicht ohne Geräusch und Regung geschehen. Die Geisteskinder sind auch eben solchen Zufällen unterworfen, wie jene. Durch einen frühen Abortus werden sie der Welt entrückt, bisweilen so ganz, daß man auch nicht eine Spur von der verunglückten Frucht entdecken kann; oft wird auch das kostbare Manuscript, zu dem sich gleichwohl kein Verleger finden wollte — zwar nicht in Spiritus — aber doch zum immerwährenden Denkmal des Ruhms seines Verfertigers, und als unverwerflicher Zeuge seiner Hervorbringungskraft, in dem Bücherschrank aufbewahrt, und allen Wiedergebohrnen zum Trotz mit einem zierlichen Einbande

versehen. Oft kömmt wirklich etwas zur Welt, aber es ist eine unzeitige, unreife Frucht, die entweder schon in oder kurz nach der Geburt stirbt, und von der man eben nicht viel mehr weiß, als ob sie nie das Tageslicht erblickt hätte. Durch die Ungeschicklichkeit oder Bosheit einer Hebamme kann auch das zarte Pflänzchen leicht erstickt werden. Der Misgeburten nicht zu gedenken, die ex officio erstickt werden sollten, deren aber doch viele zum Skandal aller Vernünftigen vor ihren Augen herumwandeln. Freilich, wo sollte man die Zeit hernehmen? Und wer besudelt sich auch gern mit solchem Geschmeis? Man wirft sie auf die Seite, wenn sie einem in den Weg kommen, und geht weiter. Doch, wenn auch bisher alles noch gut geht, wie leicht wird es ein Krüpel, an dem der Vater, troß seiner partheiischen Zärtlichkeit, doch keine rechte Freude haben kann? Und leider bemerkt man unter diesen Produkten des Geistes eine weit größere Anzahl Krüpel, als gesunde gerade

Kinder! Wie sehr hat man daher Ursach, diese zu schätzen!

Diese Ankündigungen also sind die Vorläufer, welche das Publikum von der Erscheinung eines Werks benachrichtigen, und es darauf aufmerksam machen sollen. Bei vielen derselben kann man sich der Erinnerung an die Fabel vom kreisenden Berg nicht erwehren. So wie die Rechtsgelehrten zu ihren Aufsätzen und zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens, wobei man ihres Beistandes bedarf, eigne Formeln haben, als zu Testamenten, Kauf- und Pachtcontrakten, Wechselprotesten u. d. m. welche man in Volkmanns Notariat-Kunst sehr deutlich lesen kann; so haben auch die Schriftsteller zu allen den kleinen Aufsätzen, welche ihre Werke betreffen, ihre Formeln, welche zwar gemeiniglich gerade das Gegentheil von dem sagen, was in der Wahrheit gegründet ist, die aber einmal angenommen sind, und des beliebten Herkommens wegen nicht leicht vernachlässigt werden. Sie sind eben nicht schwer zu entziffern,

wenn man einige Kenntniß in diesem Zweige der gelehrten Charlatanerie besitzt. Die Formeln der Ankündigungen sind folgende:

So wenig es jemals meine Absicht war, mit dieser Schrift, der ich meine müssigen Stunden widmete, öffentlich ans Licht zu treten; so sehe ich mich doch durch das dringende Anhalten meiner Freunde und Gönner, die mich mit ihrem Beifall beehrten, dazu genöthigt. Ich kündige also dem Publikum an, daß rc. rc.

Oder:

Aufgemuntert durch den Beifall meiner Freunde, denen ich dieses Werkchen im Manuscript zeigte, wage ich es, öffentlich damit hervorzutreten, und es dem Publikum zur Beurtheilung zu überreichen rc. rc.

Bisweilen ist der Verfasser noch bescheidener. Er hat trotz allem Zureden seiner Freunde mit seinen Schätzen nicht hervor-

rücken, und sie der Welt mittheilen wollen, weil er sie dieser Mittheilung nicht würdig gehalten hat. Was geschieht? Da diese Herren, die für den schriftstellerischen Ruf ihres Freundes äußerst besorgt sind, sehen, daß alle ihre Gründe nicht für gültig erkannt, alle ihre Bitten zurückgewiesen werden, so stiehlt einer von ihnen das Manuscript. Nun ist der Herr Autor in der Klemme. Er fleht demüthigst um die Zurückgabe seines Eigenthums — Umsonst. Was ist zu thun? Er muß ihnen entweder auf das heiligste versprechen, ihr Verlangen zu erfüllen, oder das Herzeleid erleben, seine Schrift mit allen den Fehlern und Lücken, die sich vielleicht noch darin finden möchten, auch wider seinen Willen gedruckt zu sehen, als womit man ihm droht. Er wählt das erste, um wenigstens die letzte Feile an das Werk legen, und es dem Publikum, wo nicht in einer vollkommenen, doch wenigstens erträglichen Gestalt auftischen zu können.

Hat man nun endlich diese Geistesfrüchte vor sich, und findet sie fast ungenießbar, so weiß man sich jenes dringende Anhalten der Freunde und Gönner, jenen aufmunternden Beifall, jene Gewaltthätigkeit, die den Verfasser zur Herausgabe seiner Produkte gezwungen hat, kaum zu erklären, und findet sich geneigt, diese Freunde entweder für die gutmüthigsten, nachsichtigsten Geschöpfe, oder für die ärgsten Saalbader unter der Sonne zu halten. In Wahrheit, man sollte den Freunden eines Schriftstellers es von Obrigkeits wegen verbieten, sich in dessen Geschäfte zu mengen. Der gute Mann, der in müssigen Stunden einige Aufsätze zu Papier gebracht hatte, hätte vielleicht nie daran gedacht, die Welt damit zu behelligen, wenn diese Freunde, deren Partheilichkeit hier zu sichtbar ist, ihn nicht dazu vermocht hätten. Wenn man die Sache aber im rechten Lichte betrachtet, so sind diese wakkern Leute nur Sündenböcke, welchen, ohne etwas verbrochen zu haben, fremde Schulden

aufgebürdet werden. Man streiche die Freunde weg, und setze dafür Hunger oder Schreibsucht, oder beides zugleich, so ist das ganze Phänomen erklärt.

Erscheinen dergleichen Schriften ohne vorhergehende Ankündigungen, so ist das nämliche, was in diesen gestanden hätte, mutatis mutandis in den Vorreden zu lesen, und auf die eben angezeigte Weise zu verstehen.

Eine andere, ebenfalls jetzt sehr gebräuchliche Ankündigungs-Formul ist folgende:

Bei der großen Menge von Schriften, die in unsern Tagen erscheinen, fehlt es doch noch an einer, die ꝛc. ꝛc. — Man hat zwar den — und den — und die — — Diese alle haben aber diesen Gegenstand theils nicht gründlich genug behandelt, theils ihn nicht von der Seite betrachtet, von welcher er doch die meiste Aufmerksamkeit ver-

dient. Ich halte es daher für ein wahres Bedürfniß unsrer Zeiten, wenn ich ꝛc.

Nach einer solchen Rubrik kann man Hundert gegen Eins wetten, daß ein zehnmal aufgewärmtes Gericht zum eilftenmal wieder aufgetischt wird. Was allenfalls noch gut und brauchbar in dem Werke ist, das hat der Autor aus längst bekannten und gelesenen Schriftstellern genommen — seine eigne Arbeit ist gemeiniglich des Lesens am wenigsten werth. Ohne eben Luchsaugen zu haben, kann man es dem ganzen Produkte ansehen, daß es kein Bedürfniß unsrer Zeiten, sondern ein Bedürfniß des Verfassers war, und wir haben große Ursach dem Himmel zu danken, daß unsre Zeiten dergleichen nicht bedürfen. Mehrere Arten von Ankündigungs-Formularen hieher zu setzen, halte ich für überflüßig; man kann nach den angegebenen den größten Theil der übrigen beurtheilen und erklären — diejenigen aber, die nicht in diese Klasse gehören, zeichnen sich durch ei-

nen Ton aus, der ohnehin den Leser überzeugt, daß keine Charlatanerie hier mit im Spiele sei, wenn auch gleich mancher glauben sollte

vino vendibili non opus est hedera.

Ich komme nun auf den Unfug

des Pränumerations- und Subscriptions-Wesens.

Ob dies gleich eigentlich nur Buchhändler-Spekulation ist, und den Schriftsteller weniger angeht, so gehört es doch in so fern hieher, wenn letztere ihre Werke auf eigne Kosten drucken lassen, oder auch auf irgend eine andere Art an dem Pränumerations-Geschäft auf dieselben Antheil nehmen. — Sonst war dies eine sehr ergiebige Quelle sowohl für die Gelehrten als für die Buchhändler; jetzt ist sie durch den Mißbrauch größtentheils versiegt. Nur für diejenigen, die auf keine andre mögliche Art ihre Namen und Titel gedruckt sehen können, hat der Antrag, ihr Geld voraus zu bezahlen, und lange Zeit auf den Werth

dafür zu warten, Reiz genug, um sich dazu zu verstehen. Denn an die vorgespiegelte Ersparung ist in der Regel nicht mehr zu denken, und blos das einmal hergebrachte Pränumerations-Formular bringt es mit sich, den Pränumeranten Vortheile zu versprechen, welche die nachherigen Käufer nicht genießen. Diese aber können das Buch, wenn es erschienen ist, größtentheils für den nämlichen, oft sogar für einen geringern Preis kaufen, als jene. Das auffallendste Beispiel hiervon, und zugleich eine der vornehmsten Ursachen des Verfalls dieses Geschäfts war unstreitig die Pränumeration auf die hinterlassenen Werke König Friedrichs II. Hier erhielten die Herren Pränumeranten für einen sehr hohen Preis ein Werk, welches die Käufer nachher von denselben Verlegern weit wohlfeiler bekamen. Und dies war keine flüchtige Broschüre, kein Romänchen, das man liest und nicht weiter daran denkt; es war ein Werk von hohen innerm Gehalt, mit dem man sich wohl hätte

schä-

schämen sollen, eine unanständige Hökerei zu treiben. Man entschuldigte sich dieses Manoeuvres wegen mit den Nachdrücken, allein die rechtmäßigen Verleger hatten ihren Profit schon gemacht, und waren eines fernern großen Absatzes gewiß; denn Nachdrücke sind doch nicht überall kurrente Waare, und es ist nicht Jedermanns Sache sie zu kaufen. Was gingen überdem die Nachdrücke den Pränumeranten an? Doch es war vielleicht im Rathe des Schicksals beschlossen, daß es mit Friedrichs unschätzbaren Geisteswerken beinahe so gehen sollte, wie mit seiner sehr schätzbaren Garderobe. Diese wurde an Juden verkauft, welche sie wieder an Wachsbossirer verschacherten, die dann auf Messen und Märkten umherzogen, den unsterblichen Monarchen, nach dem Leben getroffen, und mit seinen eignen Kleidern angethan, sehen ließen, und Hohen und Niedern für wenige Groschen eine Augenweide verschaften. Doch genug davon, und vielleicht mehr, als hieher gehört.

Wenn also ein Gelehrter eine Schrift auf Vorausbezahlung ankündigt, so geschieht es unter den gewöhnlichen Bedingungen: die Pränumeranten erhalten sie wohlfeiler, bessere Exemplare, reinere Kupfer, die Sammler eine ihrem Eifer angemessene Belohnung ꝛc. Diese Einladungs-Formeln sind längst bekannt. Der Termin ist gemeiniglich sehr kurz angesetzt, damit die Herren eilen, ihr Geld zu erlegen, denn es ist doch etwas schönes, sich ohne Andrer Schaden einen guten Nutzen zu verschaffen. Doch so sehr großer Eile bedurfte es eben nicht. Denn fast in allen Fällen erscheint mit Ablaufe der Frist ein neues Avertissement, welches ungefähr folgendermaßen lautet:

Da sich von verschiedenen auswärtigen Freunden, denen die Ankündigung meines Werks zu spät zu Gesicht gekommen war, und die gleichwohl gern die Vortheile der Vorausbezahlung genießen wollten, auf das dringendste ersucht worden bin, den

Termin derselben noch etwas zu verlängern, so habe ich mich dazu entschlossen, und mache hierdurch bekannt, daß noch bis — — bei den Herren Collecteurs, wie auch bei mir selbst Pränumeration angenommen wird. Hierbei hat es aber auf alle Fälle sein Bewenden, und die nachherigen Käufer müssen alsdann das Werk mit — bezahlen.

Oder kürzer:

Aus wichtigen Ursachen sehe ich mich genöthigt, den Pränumerations-Termin auf — bis — zu verlängern. ꝛc.

Wer wollte nun aber auch so verstockt seyn, diese abermalige Einladung nicht zu achten, sein Glück mit Füßen von sich zu stoßen, und das kostbare Werk um einen billigen Preis sich anzuschaffen versäumen? Freilich wohnen jene auswärtigen Freunde im Monde, und von den wichtigen Ursachen

existirt nur eine; diese ist aber auch so äusserst wichtig, daß sie tausend andre aufwiegt, nämlich: Es haben sich noch sehr wenig, oder gar keine Pränumeranten gefunden — Dies alles geht aber das Publikum nichts an, welches vielmehr aus bloßer Dankbarkeit für die Langmuth und Güte des Verfassers seine Wünsche nun baldmöglichst erfüllen sollte. Doch auch jetzt ist die Gnadenthüre noch nicht ganz verschlossen. Denn nach der Erscheinung des Werks, wenn es anders erscheint, wird der Pränumerations-Preis immer noch eine Zeit lang beibehalten, und wer es nur erwarten kann, bekömmt es vielleicht noch wohlfeiler. Ich darf wohl nicht immer wiederholen, daß es auch hier Ausnahmen giebt, wiewohl man bei Werken, die sich selbst verkaufen, diese Methode, sie an den Mann zu bringen, schwerlich anwenden wird.

Bei diesem Geschäft giebt es noch verschiedne erlaubte Erwerbsarten, die man bei jedem andern nicht so ganz für erlaubt halten

würde. Hieher gehört der Nachschuß. Ueber eine Kleinigkeit wird sich niemand beklagen. Hat das Werk innern Gehalt, so wird man auch gern etwas mehr bezahlen, als man anfangs geglaubt hatte. Allein man kann doch von dem Verfasser verlangen, daß er den Betrag seiner Kosten ungefähr berechne, und kein übertriebnes Aequivalent für seine Arbeit fordre. Und eins von beiden muß der Fall seyn, wenn der Nachschuß über alle Erwartung stark ist. — Ein jetzt verstorbner Gelehrter, dessen Namen ich aus Achtung für seine großen Verdienste verschweige, kündigte eins seiner Werke auf Pränumeration von fünf Thalern an. Er hatte viele Freunde, viele wahre Verehrer seiner Verdienste, und fast jeder von diesen gab, wenn er dazu aufgefordert wurde, diese Summe mit Vergnügen; selbst diejenigen, die das Buch nicht brauchen konnten. Es erschien, und nun machte der Verfasser bekannt, daß jeder Pränumerant beim Empfang seines Exemplars noch fünf Thaler

nachzuzahlen habe. Man war höchst unzufrieden, man sträubte sich, denn des Nachschusses war vorher mit keinem Worte gedacht, doch es half nichts — man mußte entweder die ersten fünf Thaler verlieren, oder noch einmal so viel bezahlen, um das Werk zu erhalten. Ob dergleichen Methoden, seine Produkte an den Mann zu bringen, den guten Ruf eines Gelehrten vergrößern, oder ob sie ihn nicht vielmehr in die Klasse derjenigen setzen, die mit ihrem Eigenthum jüdeln und Hökerei treiben, möchte wohl schwerlich die Frage seyn.

Eine andere Manier, die Käufer zu berükken, ist, wenn ein Werk mit dem gewöhnlichen Formular, ohne hinzuzusetzen, ob es ganz oder Theilweise erscheinen soll, auf Vorausbezahlung angekündigt wird. Jeder Pränumerant glaubt und kann nicht anders glauben, als daß er für sein Geld ein Ganzes erhalten wird. Mit einemmal erscheint eine Anzeige, worin diese Herren gebeten werden, den ersten Theil des Werks abzuholen, und auf

den zweiten wieder voraus zu bezahlen. Noch sind sie glücklich, wenn es mit diesem zweiten sein Bewenden hat, aber oft werden es drei oder vier. Nun kann zwar niemand gezwungen werden dies zu thun, denn er ist diese Bedingung nicht eingegangen; dann aber besitzt er ein unvollständiges Werk, das gar keinen Werth hat. Wenigstens glaubt der Verfasser, es darauf wagen zu können, ob seine Schreibseligkeit oder die Geduld der Käufer länger dauert.

Noch giebt es zwei andre Kniffchen, die aber etwas zu plump sind, als daß Viele dadurch verführt werden könnten. Ihrer bedient sich besonders die Standenbergsche Hofbuchhandlung in Cöthen, welche zwar als Buchhandlung nicht hieher gehört, aber doch deswegen, weil ihr Vorsteher, oder vielmehr ihr Eins und Alles, ein Gelehrter, der berühmte Religionenvereiniger Masius ist. Diese sind erstlich, einen sehr großen, und mit dem Pränumerations-Quanto in gar keinem Verhältniß stehenden Ladenpreis

in der Ankündigung zu bestimmen. Z. B. wenn das Werk pränumerando zwei Thaler kostet, so soll es nach verflossenem Termin für nicht weniger als zehn verkauft werden, um die Lockspeise ja recht anziehend zu machen. Zweitens, das sehr großmüthige Anerbieten, den Pränumeranten auf zwei Exemplare das dritte gratis zu geben, nicht wie sonst gewöhnlich, ist das zehnte oder eilfte. Das heißt in Wahrheit nicht: Nöthiget sie herein zu kommen, sondern, zieht sie bei den Haaren herein. Hier ist es nicht einmal mehr einem Zweifel unterworfen, ob ein dergestalt ausgebotenes Werk etwas tauge oder nicht. Nur ein völliger Neuling kann durch solche Einladungen, und doch wohl nur einmal, getäuscht werden. Es ist kein größerer Unterschied zwischen einem Ausrufer, der jeden Vorübergehenden in die Flanke fällt, und ihn fragt, ob er nichts von seiner Waare brauche, und einem Kaufmann, der ruhig in seinem Laden sitzt, und nur denjenigen bedient, der etwas verlangt, als zwischen einem Ge-

lehrten, der seine eignen oder fremde Produkte auf diese Art ausbietet, und einem andern, der, überzeugt von dem Werthe seiner Arbeit, dergleichen Luftsprünge verachtet, und anstatt Andre zu suchen, sich suchen läßt.

Man kann sich oft nicht genug wundern, wenn man sieht, daß Schriften, die überall als elende Skarteken, und deren Verfasser oder Herausgeber als die abscheulichsten Schmierer bekannt sind, die Namen von einigen tausend Pränumeranten*) vorgedruckt sind, indeß Werke von bleibendem Werth bisweilen kaum hundert aufzuweisen haben. Eine solche Liste ist ein treffendes Bild vom Himmelreiche, wo alle die es ererben einander gleich seyn sollen; denn auch hier trift man

*) Um sich recht deutlich auszudrücken, schreibt auch wohl so ein sprachkundiger Buchfabrikant, der lieber gegen alles, auch gegen den Menschenverstand, als gegen die Etikette verstoßen will, anstatt Pränumeranten: Herren Interessenten, Dames und Demoiselles Interessentinnen!!!

alle Stände und Klassen der Menschen an, vom König bis herunter zum Schuhflicker, von der Dame mit brillantnem Haarschmuck bis auf das Dienstmädchen mit dem Scheuerwisch. Allen hat die Weisheit in der Person des Verfassers ihre Brüste dargeboten, um Weisheit aus ihnen zu saugen, und alle sind herzu geeilt, um diese schöne Gelegenheit nicht zu versäumen. Dies alles ist jedoch nichts als ein Dunst; er zeigt sich nur in der Ferne, und verschwindet, je mehr man sich ihm nähert. Die Verwunderung hört auf, so bald man hinter das Geheimniß gekommen ist, wie diese Herren es angefangen haben, so viele Pränumeranten zu finden. Sie machen es ungefähr wie die Collecteurs verbotner Lotterieen. Diese schicken an alle Menschen, die sie nur einmal nennen hörten, gedruckte Briefe, worin sie die vortheilhafte Einrichtung ihrer Lotterie rühmen, zu dem größten Gewinnst die schmeichelhafteste Hofnung machen, und Loose beilegen. Freilich werden bei weitem die wenigsten davon behalten, die wenigsten solcher

Briefe beantwortet; indessen, wenn nur von zehen einer in die Falle geht, so ist das schon Gewinn genug für sie. Jene setzen ohne Bedenken ihren Schriften die Namen aller der Personen vor, die ihnen nur immer einfallen, vor allen andern solche, bei denen sie auch nur die allerentfernteste Hofnung haben, daß ihre Absicht ihnen vielleicht gelingen möchte. Sie plündern auch wohl die Pränumeranten-Verzeichnisse andrer Bücher, und füllen das ihrige damit an. Dann werden die Exemplare den hohen Gönnern und Beförderern des Werks zugesendet, die gar nicht wissen, wie sie zu dieser Ehre kommen. Nun darf zwar der Herr Autor auch hier kaum auf den zehnten Theil rechnen, die wirklich den Betrag dafür entrichten, die übrigen halten sich nicht für verbunden, diese Art von Assignation zu honoriren, und senden entweder das Buch zurück, oder werfen es hin ohne weiter daran zu denken. Doch außerdem, daß jener zehnte Theil schon ziemlich eine hinlängliche Entschädigung für den Verfasser ist, erreicht er durch

die ungeheure Menge von Namen noch den Vortheil, daß sie seinem Werke eine ganz hübsche Zierde und ein Ansehen geben, das es ohne dieselben schwerlich erlangt haben würde; so, daß mancher, dem es von ungefähr in die Hände fällt, und sieht, wie viele Leute sich dasselbe auf den bloßen Ruf der Ankündigung angeschaft haben, eilt ein gleiches zu thun, ehe die Kostbarkeit ganz aufgekauft wird.

Das nächste was ich meinen Lesern nunmehr zur Betrachtung vorlegen muß, sind

die Büchertitel.

Eine Materie, die fast unerschöpflich seyn würde, wenn man jeden, der hieher gehört, einzeln in Betrachtung ziehen, und den ganzen Mißbrauch, der damit getrieben wird, zeigen wollte. Menke sagt in seiner ersten Rede (S. 25. der deutschen Uebersetzung, Leipzig 1716.): „Es ist endlich auch „nicht zu läugnen, daß die Tittul allerdings „viel zu Hintergehung derer Ungelehrten und „Ungeübten beytragen, welches diejenigen

„wohl wissen, die solche Schriften drucken „lassen, bey denen dergleichen Lock-Speisen „vonnöthen seyn.“ Und S. 32. „Ich schreite „also zu denen Bücher-Titeln, auf denen ge„wiß die Wahrheit ein seltsames Wildpret ist; „sintemahl sie zwar insgemein herrlich ein„gerichtet sind, und viel großes und sonderbah„res versprechen, aber doch in der That selbst „die Leser meistentheils hinters Licht führen.“ — So war es sonst, so ist es jetzt; doch nein, weit ärger. Je mehr unsre Litteratur sich empor geschwungen hat, unsre Kenntnisse erweitert worden sind, die Anzahl der Schriftsteller und Schriften sich vermehrt hat, je weiter hat man diesen Unfug getrieben. Sonst waren es hauptsächlich alberne, gezierte, bis zum Ekel weitläuftige Titel, auf welche man einen großen Werth setzte, und die Leser durch sie täuschte. Bei unsrer jetzigen Politur würde man damit wenig ausrichten. Statt deren wählt man vielversprechende, auffallende, unverständliche, das sind solche, die durch den geheimen Sinn, den sie anzudeuten scheinen,

die Neugierde erregen sollen, das Werk selbst zu lesen — Doch wer wollte alle die Arten von Titeln, durch die sich mancher hervorzuthun und Leser anzulocken sucht, aufzählen können?

Wenn ein Kaufmann Waaren auf seinem Schilde oder seiner Aushängetafel führt, die er nicht in seinem Gewölbe hat, so macht er sich bei denenjenigen lächerlich, die darnach fragen; dies thut jedoch weiter keinen Schaden — die Käufer gehn zu einem andern, und finden was sie suchen. Wenn aber ein Schriftsteller auf seinem Titel etwas verspricht, das er im Werke selbst entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen erfüllt, so ist dies nicht nur eine entehrende geckenhafte Prahlerei, sondern auch eine vorsetzliche Täuschung, die in keinem Geschäfte des bürgerlichen Lebens erlaubt ist. Wer unächtes Metall für Gold verkauft, muß, wenn er bei seiner Obrigkeit deswegen verklagt wird, den dafür empfangnen Werth wieder erstatten, und wird noch überdies mit Strafe belegt. Man wird mir einwenden,

daß dies bei dem Schriftsteller nicht statt finden könne, weil dieser aus Eigenliebe immer glauben wird, er habe ein vortrefliches Werk geliefert, wenn es auch noch so unbrauchbar ist. Hiervon ist aber nicht die Rede. Es kann Einer einen Roman schreiben; das Ding sei noch so herzlich elend, am Ende ist es doch ein Roman — der Käufer kann sich nicht beschweren, und wer seine Zeit nicht verderben will, mag ihn ungelesen lassen. Ein Andrer kann seine Theorie von der Entstehung des Weltsystems herausgeben, worin er den Himmel zu einem Eisgewölbe, und die Sterne zu christallisirten Körpern macht — wer ihm nicht glauben will kann es lassen. Allein wo der Inhalt eines Werks dem Titel desselben gar nicht, oder doch nur äußerst wenig entspricht, und die Absicht, die Käufer zu bevortheilen, klar am Tage liegt, dann hat doch jeder das Recht, sich laut darüber zu beklagen, und den Autor in seiner Blöße darzustellen. Diesem Uebel ist aber nicht abzuhelfen, wird man sagen, da dergleichen Dinge

keiner gerichtlichen Ahndung unterworfen sind. Vielleicht doch. An jedem Orte wo Bücher gedruckt werden, ist doch in der Regel auch eine Censur. Der Censor nimmt sich bisweilen vieles heraus, was ihm nicht zukömmt, streicht Stellen aus, oder verändert sie, die ihm anstößig dünken, und im Grunde sehr unschuldig sind, versagt manchen Büchern das imprimatur, die reine Wahrheit, vielleicht nur ein wenig zu laut lehren; denn nur sehr selten darf er fürchten, daß ihn der Autor darüber zur Rede stellen wird. Auch kann man es allerdings manchem Censor nicht verdenken, wenn er dem Anschein nach zu streng ist. Er muß die Gesinnungen derer kennen, von denen er abhängt, besonders aber wissen, welchen Werth die Preß- und Druckfreiheit in seinem Lande habe — denn dieser ist in jedem Staate so verschieden, wie der Valor ihrer Münzen, nur mit dem Unterschied, daß der Cours dieser Freiheit steigt oder fällt, je nachdem heute dieser und in einem Jahre ein andrer am Ruder sitzt. Er muß also, wenn

er sich von seinen Obern nicht Verweise zuziehen will, die desto gröber ausfallen, je stüpider diese Excellenzen oder Hochwürdigen Herren sind, oder je mehr ihnen daran gelegen ist, den Souverain und das Volk in der Blindheit und Barbarei zu erhalten, von welcher sie allein Vortheil ziehen — er muß, sage ich, oft Schriften, denen er mit vollem Herzen seinen Beifall schenkt, und die er gern gedruckt sähe, unterdrücken. Warum giebt man nun dem Censor, da er einmal ex officio alles, auch den gröbsten Unsinn, lesen muß, nicht auch die Befugniß, wenn er ein solches Manuscript erhält, wo der Titel blos verführt, und der Inhalt gänzlich täuscht — nicht etwa den Druck desselben zu verbieten, denn hier könnte sich Partheilichkeit und Privathaß mit ins Spiel mengen — sondern es in den öffentlichen Blättern seines Landes mit seines Namens Unterschrift bekannt zu machen, und das Publikum dafür zu warnen? Das, dünkt mich, sollte doch dem Unwesen wenigstens etwas steuern, und

es wäre wahrlich kein Verlust, sondern baarer Gewinn, wenn durch dieses Mittel solche Schriften in ewige Vergessenheit begraben würden. Zwar wird in den Recensionen dergleichen Werken ihr gehöriger Platz angewiesen, allein gemeiniglich zu spät, wenn ein großer Theil der Exemplare in Umlauf gebracht ist, und Jedermann liest auch nicht Recensionen.

Ist es zum Beispiel nicht eine Schande für unsre Zeiten, wenn erwähnter Herr Masius eine Skarteke verkauft, unter dem Titel: Letzter und völliger Aufschluß des Geheimnisses vom Golde, Silber und Edelgesteinen, wie solche mit weniger Mühe und Kosten zu erlangen — und zwar für drei Thaler, die durchaus mit absurdem, unverständlichem Geschmier angefüllt ist, worin auch nicht ein Gran gesunder Vernunft herrscht? Ist es nicht eine Schande für unsre Zeiten, wenn ihm dieses verstattet wird? Ich glaube gern, daß nur sehr wenige Menschen durch diesen

groben Betrug sich haben hinters Licht führen lassen, allein schon die Absicht ist strafbar. Herr M a s i u s, der sich schon seit geraumer Zeit durch seine Spekulationen in Ruf gebracht hat, ist Verfasser dieser Schrift; so wie überhaupt mehrere Schriften, die in seiner Handlung erscheinen, von denen er nicht Verfasser seyn mag, sich doch durch auffallende, vielversprechende Titel, und äußerst magern Inhalt auszeichnen. Vermuthlich bekümmert er sich um den letzten wenig, die ersten aber fabricirt er selbst, und sucht durch sie allein diesen Werken Absatz zu verschaffen. So ist vor einiger Zeit ein Buch in seiner Handlung erschienen unter dem Titel: J u r i s t i s c h - p r a k t i s c h e s L e h r b u c h, f ü r S t u d i r t e u n d N i c h t s t u d i r t e, f ü r B ü r g e r u n d B a u e r n, w i e s i e s i c h f ü r d i e R ä n k e s c h l e c h t d e n k e n d e r R i c h t e r u n d A d v o k a t e n z u s i c h e r n h a b e n. N e b s t e i n e r A n w e i s u n g f ü r d e n L a n d m a n n, s e i n e P r o z e s s e s e l b s t z u f ü h r e n. Von diesem allen findet man

freilich kein Wort in dem Werke selbst, und der ehrliche Landmann wird jetzt wie zuvor seine Prozesse von Andern müssen führen lassen, wenn er blos hieraus lernen soll, sein eigner Sachwalter zu seyn. Wie nennt man aber eine Handthierung, deren einziger Zweck ist, durch andrer Leute Schaden zu gewinnen? Weit weniger sträfliche Handlungen sind ja dem Arm der Gerechtigkeit unterworfen. So hat er noch vor kurzem einen unsrer verdienstvollsten Männer, einen der ersten Gottesgelehrten unsrer Zeit, dem er auf keine Weise würdig ist die Schuhriemen aufzulösen, auf einem solchen selbst fabricirten Titel sehr unanständig behandelt. Blos dieses Titels wegen wurde auch die Skarteke verboten. Denn sie selbst ist nicht von ihm, ihr Inhalt seichtes, aber eben nicht beleidigendes Geschwätz. Unter einer gewöhnlichen Aufschrift glaubte er nicht, sich viel Abgang versprechen zu dürfen, der Pasquillmäßige Titel sollte ihr also Leser verschaffen. Er bedachte aber nicht, daß die Schande, die er jenem weisen Manne

zugedacht hatte, ihn nicht treffen konnte, sondern auf seinen eignen Kopf zurückfallen mußte. Ueberhaupt sind die Spekulationen dieses gelehrten Charlatans zu sehr auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menschen calculirt, als daß sie ihm glücken könnten. Hiervon zeugen sein Projekt zur Religionen-Vereinigung, dem er wenigstens seinen hülfreichen Arm lieh, wenn er es auch nicht ausgeheckt hatte; sein sich selbst angemaßtes Amt eines Correspondenten der Gelehrten; seine Versuche, auf den Credit verstorbner berühmter Gelehrten Stecken zu reiten, und Werke unter ihren Namen, aber Gott weiß von welchem Verfasser, als von ihnen hinterlassene Manuscripte herauszugeben, wie er es mit einer Schrift machte, die vom seligen Pastor Sturm in Hamburg seyn sollte, weswegen er aber in öffentlichen Blättern verdienter Weise zurecht gewiesen wurde, und sein Unrecht stillschweigend einräumte. Vorzüglich gehören auch hieher seine sinnreichen Zeitungs-Avertissements,

wo er in dem einen sich nicht scheut zu sagen, daß, da nunmehr das Werk — ich weiß nicht mehr welches — an alle Kaiser, Könige, Fürsten und überhaupt an alle regierende Häupter in Europa wäre abgesendet worden, die Pränumeranten und Subscribenten nunmehr ihre Exemplare auch abholen könnten; und in einem andern, wo er ein Buch, das von einer gewissen Krankheit der Schafe handelt, ankündigt, einen außerordentlich heißen Sommer prophezeiht, wo alle Schafe von dieser Krankheit würden befallen werden. Doch für immer genug von diesem Manne und seinen Geniestreichen.

Ein würdiges Gegenstück zu ihm, der ihn jedoch noch weit an Frechheit, so wie an Talenten übertrift, ist der sich selbst baronisirte, nunmehr als Schriftsteller und Projektmacher hoffentlich ruhig entschlafne Franz Rudolph von Grossing. Das Skandal, das er ganz Deutschland mit seinem Damen-institut und Rosenorden gab, ist noch zu bekannt, als daß ich dessen hier weitläuftiger

Erwähnung thun sollte. Ist diese Posse eine Warnung gewesen, sich für ähnlichen Abentheurern zu hüten, so hat sie gleichwohl großen Nutzen gestiftet.

Unter die Bücher mit vielversprechenden Titeln gehört auch das im Jahr 1786 von Herrn Johann Christoph Henke, Organisten bei der Kirche St. Martini in Hildesheim herausgegebene völlig entdeckte Geheimniß der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geschlechts der Kinder. Das war ein Köder für alle leichtgläubige Menschlein, wonach sie so begierig schnappten, daß einer den andern wegdrängte, um der erste zu seyn. Man weiß nicht, ob man bei dieser Erscheinung mehr über die Unverschämtheit des Herrn Organisten, oder über die Schwachheit derer, die seine Waare kauften, erstaunen soll. Es ist ein bleibendes Denkmal unsers aufgeklärten Jahrzehends, merkwürdig zur Charakteristik dessel-

ben für den künftigen Geschichtschreiber; zugleich aber ist es auch ein Beweis, wie leicht ein Mann in diesem aufgeklärten Jahrhundert sein Glück machen könne, der sich auf die Zubereitung der Nahrung für wißbegierige Seelen versteht. Dieses Werk kostete auf Vorausbezahlung einen Dukaten, und der Verfasser hatte weit über dreizehnhundert Pränumeranten. Ich glaube gern, daß mancher nach Durchlesung desselben vor sich und vor der Welt sich geschämt hat; aber eine Strafe mußte doch seyn. Freilich hätten hundert bedürftige, in Elend schmachtende Familien durch diese Summe in bleibenden Wohlstand versetzt werden können; dann hätte man ja aber diesen Schatz entbehren müssen, und das wichtige Geheimniß wäre unentdeckt geblieben. Das lustigste dabei ist, daß der Herr Autor in der Vorrede versichert, er hätte durch diese anscheinend große Anzahl von Subscribenten und Pränumeranten, dennoch seine vielen Versuche (in der Erzeugung der Kinder und

willkührlichen Wahl ihres Geschlechts) und Reisen nicht bezahlt erhalten, und daß er seinen Lesern, und besonders seinen Recensenten dringend einschärft, ihn nicht eher zu beurtheilen, bis sie seine Versuche und Erfahrungen selbst nachgemacht hätten.

Dergleichen Kniffe, unächte Waare an den Mann zu bringen, sind den Künsten der Marktschreier und Quaksalber völlig ähnlich. Diese verkaufen auch miraculöse, balsamische und wer weis was für wunderwirkende Essenzen und Salben, wie man auf den Zetteln, die sie an ihre Büchsen und Gläser heften, sehr deutlich lesen kann. Der Verfertiger derselben hat gethan was er thun konnte, er hat sie angepriesen, und seine Absicht ist erreicht, wenn man ihm abkauft; so wie die Absicht jener Schriftsteller erfüllt ist, wenn die Reize ihrer Titel ihren Werken Leser verschaffen. Eine geschminkte Buhlerin findet ja auch wohl in unerfahrnen Jünglingen Liebhaber zu ihrem verdorbnen Körper.

So viel von denjenigen Schriftstellern, welche die Titel ihrer Werke zu einem Erwerbszweig machen, die Titel, „durch welche „man die unvorsichtigen Liebhaber betrügli„cher Weise zu Kauffung der Bücher anzurei„zen pfleget.“ (Menke S. 38.) Nun giebt es noch eine ungeheure Anzahl von Werken, die zwar etwas von demjenigen, was sie in rubro versprochen haben, in nigro erfüllen, aber bei weitem das wenigste. Hier muß der Leser zufrieden seyn, er bekömmt doch etwas zur Ausbeute. Findet er auch unter tausend Schlacken nur das kleinste Körnchen Gold, der Fund macht ihm doch Freude, und er vergißt leicht das Schlechte über dem Bessern. So giebt es z. B. Blumenlesen. Freilich würde der sich sehr irren, der hier lauter Blumen zu brechen hofte. Er wird auf eine Menge Disteln, Dornen und Unkraut stoßen, aber doch auch hie und da auf ein Blümchen, dessen süßer Geruch ihn für die Mühe es aufzufinden schadlos hält. „Was „hat man nicht für eine Menge Schatzkam-

„mern von Antiquitäten und lateinischen Re-„densarten, die doch, wenn man sie auf-„schließt, mit Spreu und Kohlen angefüllt „sind?“ sagt Menke — Was hat man jetzt nicht für Auswahlen? Da erscheint fast alle Monate eine Auswahl von Romanen, von Gedichten, von Erzählungen und vielen andern, die alle durchaus interessant und lehrreich seyn sollen, und der Leser findet gemeiniglich, daß der Herr Verfasser, Uebersetzer oder Herausgeber zusammengeraft, nicht gewählt hat. Daß man bei der Menge hie und da auch etwas Gutes antrift, läßt sich wohl nicht anders denken. Mit den Sammlungen, womit wir gleichfalls überschwemmt sind, geht es nicht besser. Das Verdienst des bloßen Sammlers ist an und für sich klein, und wird nur dadurch vergrössert, wenn er blos solche Produkte in sein Werk aufnimmt, die von seinem gesunden Geschmack, und seiner reifen Beurtheilungskraft zeugen. Dann aber ist man ihm auch allen Dank schuldig. Wenn aber, wie so häufig

der Fall ist, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes unter einander geworfen wird, längst bekannte Sachen wieder aufgetischt, wohl gar Aufsätze und Abhandlungen aus Schriften, die fast in Jedermanns Händen sind, eingerückt werden, um nur viel Bogen anfüllen zu können, dann weiß man nicht, ob man mehr über die Habsucht des Herrn Sammlers zürnen, oder über dessen Ungeschicklichkeit lächeln, oder über dessen Unverschämtheit erröthen soll. Ist die Zeit, die man auf das Lesen dieser Bücher wendet, nicht verlohren? Ist es etwas mehr als l e e r e s S t r o h d r e s c h e n? Dergleichen Produkte vermehren die Anzahl unsrer Schriften, aber sie verbessern unsre Litteratur nicht, sie erweitern nicht ihr Gebiet; so wenig als ein Mann seine Garderobe vermehrt oder ziert, wenn er sich ein Kleid von lauter alten vielfarbigen Flicklappen machen läßt, das er nicht anziehen kann. Die nämliche Klage muß man führen in Ansehung der ungeheuern Menge von H a n d b ü c h e r n und L e s e b ü c h e r n für diese oder

jene Klasse von Menschen, die in unsern Tagen erscheinen. Wie selten wird dem Leser die Freude zu Theil, in einem derselben etwas neues, oder nur auf eine neue Art vorgetragenes zu finden! Aus zehen ist gemeiniglich das eilfte zusammen getragen, und oft brüstet sich noch der Autor mit dieser armseligen Kunst, als ob er mit seinem Hauch eine neue Schöpfung belebt hätte. — Die neuen Methoden, Anweisungen, Unterrichte, Aufschlüsse, ꝛc. ꝛc. die auf den Titeln prangen, haben sich auch sehr verdächtig gemacht. Mit diesen Rubriken geht es wie mit den Moden. Männliche und weibliche Coquetten müssen immer mit einem neuen Spielzeug bedient seyn, eine Erfindung jagt also die andre. Aber, wo sie alle hernehmen? Und warum sich den Kopf zerbrechen, da man es weit bequemer haben kann? Man sucht die Trachten, den Putz wieder hervor, mit denen unsre Urgroßväter und Mütter, christseligen Andenkens, sich schmückten, behält sie entweder genau so bei, oder behängt

sie mit einem sehr unwesentlichen Firlefanz, und sogleich ist es wieder feinster Geschmack. Diese Moden sind also nicht eigentlich neu, sondern nur neuerdings aus der alten Vorrathskammer hervorgesucht. Sie drehen sich unaufhörlich im Cirkel herum. Die Anwendung auf jene Schriften ist leicht gemacht.

Bei aller Schreibseligkeit, die in unsern Zeiten herrscht, ist es dennoch nicht möglich, die den Menschen angebohrne und immer rege Begierde nach etwas neuem zu befriedigen. Also nicht in jener allein, sondern auch in dieser ist der Grund zu suchen, der einer so unglaublichen Anzahl von Büchern, die jetzt erscheinen, das Entstehen giebt. Hier trift es genau ein: Mundus vult decipi — Der Buchhändler, der so ziemlich gewiß weis, daß er seine Waare los wird, ihr innerlicher Gehalt mag seyn wie er will, muß also auf Werke spekuliren, die neu scheinen, wenn sie es auch nicht sind, sollte auch ihre ganze Neuheit in der laufenden Jahrzahl be-

stehen. Einen gelehrten Flickschneider findet er dann wohl, der ihn in seinen Spekulationen unterstützt, und ein Ding zusammen stoppelt, das aussieht wie ein Buch. Wer sich kein neues Haus bauen kann, läßt seine alte baufällige Hütte anstreichen, so schimmert sie doch, und ist den Vorübergehenden eine Augenweide, obgleich die drinnen Wohnenden keine Stunde ihres Lebens sicher sind, weil der erste starke Windstoß ihr den Einsturz droht. Der Eigenthümer braucht auch dazu nicht viel — keinen Riß, keinen Baumeister, keine kostbaren Materialien; ein Maurer bringt mit etwas Kalk und einigen Farben das ganze große Werk in wenigen Wochen zu Stande. — Alte verlegne Romane, Robinsonaden, Chroniken und dergleichen erscheinen jetzt wieder in einem neuen Gewande; entweder unter dem bekannten Titel, oder mit einem neuen, gewöhnlich sehr auffallenden geziert. In jenem Falle kann niemand etwas dawider einwenden, denn jeder weiß was er kauft und liest; und ist das Werk wirklich

gut, verdient es aus dem Schutte hervor gezogen zu werden; wer sollte sich nicht freuen, es auf eine unsern Zeiten würdige Art wieder dargestellt zu sehen? Wenn nur nicht, wie das wohl bisweilen geschieht, über der Kleidung der Körper vernachlässigt worden ist. Ich will sagen, wenn nur nicht jene Schriften des Eigenthümlichen, das oft in ihnen herrscht, ihrer Kraft, ihrer Würde beraubt, und statt deren blos mit einer Schminke versehen sind, die auf den ersten Hauch verfliegt — dem Auge gefällig, dem Verstand ungenießbar gemacht sind — wenn nur nicht ihr ganzes Verdienst in einer modischen, ihrem Inhalt oft gar nicht anpassenden Schreibart, in weissem Papier, guten Lettern, und einigen Kupfern von berühmten Meistern besteht — oder sie im Tone eines Volksbuchs, der, beiläufig gesagt, nicht immer der beste und ihrer ursprünglichen Bestimmung oft gar nicht angemessen ist, dem Publikum vorerzählt werden — mit einem Worte: Wenn sie nur nicht, anstatt verbessert und unserm Geschmack an-

passend gemacht zu seyn, versudelt und ekelhaft geworden sind. — In dem Falle aber, daß dergleichen Werke mit neuen Titeln versehen worden, ist es sehr zweifelhaft, ob der Leser das finden werde, was er zu suchen sich für berechtigt hält. Dies geschieht gemeiniglich bei Büchern, die man, obwohl im modernen Gewande, doch unter ihren alten bestimmenden Titeln nicht in der Anzahl an den Mann zu bringen glaubt, als mit ihren neuen schimmernden. Der Leser, der an dergleichen Schriften Gefallen findet, erfährt natürlich nicht mehr, als was er vielleicht schon längst weis, weil es schon längst gedruckt ist, aber freilich schlecht, auf graues Papier, mit abscheulichen Figuren, in einem holprichten Styl vorgetragen — gerade so, wie man solche Werke damals dem Publikum vorzulegen pflegte. So würden sie freilich jetzt kein Glück machen, aber mit dem neuen Titel und in dem neuen Kleide wird es ihnen nicht an Liebhabern fehlen.

So kann man sich es denn endlich wohl erklären, wie es zugehe, daß eine so ungeheure Anzahl von Schriften in unsern Zeiten jährlich erscheinen. Man sehe nur das allgemeine Bücherverzeichniß, welches in jeder Oster- und Michaelismesse herauskömmt, nnd man wird nicht wenig erstaunen — und doch ist es nicht einmal ganz vollständig. Viele Bücher lassen die Verleger mit Fleis nicht einrücken, von vielen andern werden die Verzeichnisse zu spät eingesendet, um davon Gebrauch machen zu können. — Ein Buchhändler hat oft einige dreißig neue Artikel. Das Wort Neu in der Bedeutung genommen, wie man es hier von Büchern zu brauchen pflegt: Neue Titel, neue Jahrzahl. Denn auch mit denjenigen Werklein, die nur vor wenigen Jahren erschienen sind, aber keinen Abgang gefunden haben, wird gemeiniglich ein Versuch gemacht, sie wieder in Cours zu bringen. Der alte Titel wird weggeschnitten, oder der ganze Titelbogen umgedruckt, ein neuer kömmt an dessen Stelle, und so wird

es abermals ausgeboten. Wer kann es errathen, daß es das nämliche Buch ist, das er vielleicht schon gekauft, vielleicht auch, weil er abschreckende Urtheile davon gehört hatte, zu kaufen sich gehütet hat? Man kann mit ziemlicher Gewißheit wetten, daß das allgemeine Bücherverzeichniß jedesmal nur sehr wenige Bogen stark seyn würde, wenn man blos die Titel derjenigen Bücher, die wirklich neu sind, stehen lassen, und die übrigen alle durchstreichen wollte. Wie oft hab' ich in einem Werke, wo ich mir dergleichen am wenigsten vermuthete, mit Aergerniß und Erstaunen nichts als alte Bekanntschaften angetroffen! Man wird mich nicht mißverstehen und glauben, daß ich nur das Neue für lesenswerth halte. Vielleicht gerade das Gegentheil. Allein das Alte für neu auszugeben, mit fremden Federn sich schmücken, um seine eigne Häßlichkeit zu verbergen, wähnen, man brauche nur rüstig abschreiben zu können, um den Namen eines Schriftstellers zu verdienen — das ist doch wohl einer Rüge werth.

Was nützt es zum Beispiel, wenn eine noch so vortrefliche Erzählung von einem berühmten Ausländer, die schon sechsmal und unter diesen dreimal gut in unsre Sprache übergetragen ist, zum siebentenmal in einer Sammlung, in einem Journal, oder einzeln, nicht besser, nicht interessanter, höchstens nur in einer eignen Manier des Verfassers oder Uebersetzers dem Publikum dargelegt wird? Wer diese Behauptung im geringsten für übertrieben hält, begebe sich nur in eine Lesebibliothek, die einigermaßen vollständig ist, und er wird finden, daß der Besitzer derselben sehr viele, besonders kleine Schriften desselben Inhalts unter verschiedenen Titeln aufzeigen kann, die er eben so oft hat bezahlen müssen. Und es kann wohl nicht anders seyn, wenn man die Anzahl der Bücher die sonst — man nehme nur an, vor funfzig Jahren — gedruckt wurden, mit der Anzahl derer vergleicht, die jetzt erscheinen. Der Geschmack in verschiednen Zweigen der Litteratur hat sich verbessert. Das will ich zugeben. Das Gebiet unsrer Kenntnisse ist er-

weitert. Auch das. Aber eigentliche Gelehrte und Schriftsteller haben sich gewiß nicht vermehrt — Buchfabrikanten und Schmierer hingegen sind in zahlloser Menge aufgestanden, und wie Unkraut unter dem Waizen empor geschossen. Der eiserne Fleis, die rastlose Thätigkeit der Gelehrten voriger Zeiten hat offenbar nachgelassen; an deren Stelle ist eine Art von schädlicher Betriebsamkeit getreten, durch die man sich ohne Mühe bereichern, ohne Anstrengung berühmt machen will, und die alles zu benutzen, alles an den Mann zu bringen sucht, was noch so ungereimt, noch so abgeschmackt ist, und noch so deutlich das Zeugniß ablegt, daß es Produkte eines sich selbst überlassenen Gänsekiels, aber nicht eines denkenden Kopfs sind. Freilich wär es besser, daß sie zusammengeschnürt und in das Feuer geworfen würden, wo es am hellsten brennt; aber was sollten dann die Hände thun, die bisher das Papier so rüstig beschmieren konnten, und dadurch den ganzen Körper ernährten? und — wer sollte als-

dann aufklären? Nun noch eine Ursache der vergrösserten Quantität und der verminderten Qualität der Schriften unsers Zeitalters gegen die der vorigen will ich anführen: An das nonum prematur in annum, auf welches die Alten sonst wohl noch bisweilen hielten, wird jetzt gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil, der Anfang eines Manuscripts ist jetzt in der Regel schon in der Druckerei, wenn der Autor erst an der Fortsetzung arbeitet. Oft sogar (und das ist besonders der Fall bei Romanen) sind die ersten Bogen schon längst aus der Presse, während der Verfasser wegen der Verwickelung und Auflösung des Knotens noch mit sich selbst nicht einig, und in der größten Verlegenheit ist, wie er sein Werk enden will, dessen Anfang ihm so leicht schien, und es daher aufs Gerathewohl einem Buchhändler verkaufte. Das war Joachim Fortius Ringelbergers Methode, (Menke S. 43. in der Note) welcher schreibt: „Du must dem Buch„drucker andeuten, daß du ein Werk zum

„Druck fertig liegen habest, wenn gleich noch „kein Buchstaben daran gemacht ist. Als- „dann kannst du ja bald die Einrichtung „des ganzen Werks in deinen Gedanken ent- „werfen, und alle Theile desselben überhin „und ungefähr aufsetzen. Und endlich wird „dir es leicht seyn, vollends täglich so viel, „als der Drucker benöthigt ist, recht auszu- „arbeiten. Denn du magst gleich wollen oder „nicht, so mußt du doch, wenn du einmal „angefangen, das Werk fertig machen.“ — Nun wird er übereilt, oder muß sich selbst übereilen, und kann seinem Werke nicht denjenigen Grad von Vollkommenheit geben, dessen es wohl fähig wäre. Dieses Schicksal trift auch die beliebten Schriftsteller unsrer Nation. Sie erhalten Aufträge von Buchhändlern, die sie nicht zurückweisen wollen; oder sie kündigen selbst Schriften an, die sie in einer gewissen Zeit zu liefern sich anheischig machen. Der Termin rückt heran, sie wollen gern ihr Versprechen halten, und doch ist das Werk vielleicht kaum angefangen. Nun wird

mit raschem Federflug gearbeitet; zur Durchsicht, zur Verbesserung ist keine Zeit da — il faut qu' il parte vuide ou plein. Der Name des Verfassers ist ja berühmt, und etwas auch nur mittelmäßiges von ihm muß dem Leser schon deswegen gefallen, weil es von ihm ist. Selbst die Gottheit erfüllt ja nicht immer das Erwarten und Verlangen derer die sie verehren, und bleibt sie deswegen minder Gottheit? —

Ich komme nun auf die auffallenden und unverständlichen Titel. Einer unsrer größten Schriftsteller (Hermes in Manch Hermåon B. 1. S. 3. f.) sagt: „Weh „dem Mann in unserm Zeitalter, dessen Buch „nicht durch den Titel auffällt! und ich hatte „in den Buchläden gesehn, daß Menschen den „Hephästion, Horus, Parabomios, und Memnonium eben deswegen unbesehnd kauften, „weil sie nicht wußten, was Hephästion, und „was Horus, und was Parobomios, und „was Memnonium eigentlich sagen will.“ — Nun, wenn ein Mann wie Hermes diesen Ton angiebt, oder ihn durch seinen Beitritt

rechtfertigt, dann kann man wohl nichts dagegen einzuwenden haben. Und doch möcht' ich, vielleicht mit gleichem Recht, ausrufen: Weh dem Manne, der einen solchen barbarischen Geschmack in unserm Zeitalter einführen oder ihn durch seine Zustimmung herrschend machen will! — Man kann sich sehr bei seinen paradoxen Sätzen gefallen, auch sich bemühen, sie zu behaupten; wenn sie aber einen schädlichen Einfluß auf eine ganze Nation haben können, dann sollte man doch in ihrer Vertheidigung etwas vorsichtiger seyn. Ich frage jeden Mann von unbefangner Vernunft und gesunder Urtheilskraft: Wozu würde es endlich führen, wenn diese Thorheit allgemein werden sollte? Wir Deutschen würden es vielleicht erst spät merken, wie lächerlich uns solche Possen machten, denn ein jeder liebt doch sein Kind, wenn es auch unartig oder übelgebildet ist — aber die Ausländer, denen doch unsre Litteratur auch anfängt wichtig zu werden — freilich noch lange nicht in dem Grade, als es die ihrige uns

längst gewesen ist — würden diese nicht glauben, eine epidemische Krankheit hätte die Köpfe aller deutschen Gelehrten heimgesucht? — Herr Hermes scheint also überzeugt zu seyn, der Titel müsse das Buch verkaufen. Ich aber unterstehe mich zu behaupten, die Güte desselben, und wenn sie auch etwas spät anerkannt würde, müsse es verkaufen. Den Fall als wahr angenommen, den Herr Hermes anführt, daß einige Abderiten — denn ein Abderit muß derjenige gewiß seyn, der ein Buch blos darum kauft, weil er den Titel desselben nicht versteht, und also auch wenig Hoffnung hat, dessen Inhalt zu verstehen — blos Jagd auf Bücher mit unverständlichen Titeln machen sollten; wer wird um einiger weniger Abderiten willen — denn wenige sind ihrer gewiß nur — überhaupt schreiben? Wer wird vollends auf eine ängstliche Art nach ihrem Beifall haschen? Und wer wird endlich um dieses elenden Beifalls willen den guten Geschmack, oder irgend eine andre Pflicht eines Schriftstellers beleidigen und aus den Au-

gen setzen? Ein völlig unverständlicher Titel ist doch gewiß um keinen Grad besser als gar keiner — wie, wenn man gar keine machte? Es war einmal ein Sonderling, der ließ sich ein schönes Haus bauen; alle Theile desselben waren gut eingerichtet, aber er verbot schlechterdings eine Hausthür oder irgend einen Eingang anzubringen. Er selbst und alle die zu ihm kamen mußten auf Leitern zu den Fenstern ein- und wieder hinaus steigen. Ich weis nicht, ob seine Bauart Beifall gefunden hat, so viel ist gewiß, Nachahmer hat sie nicht gefunden. Ist denn nun wohl der Unterschied zwischen einem Haus ohne Thür, und einem Buch ohne Titel, oder mit einem unverständlichen, folglich unbrauchbaren Titel, so gar groß? — Wenn diese sonderbare Mode — die doch wahrlich so grotesk ist, daß sie hoffentlich blos ihrer Neuheit wegen gefallen, folglich nur kurze Zeit Bestand haben kann — wenn diese Mode, sag' ich, überhand nehmen sollte, so würde sie verschiedene lächerliche, aber auch beschwerliche Folgen haben. Jeder, der ein

Buch brauchte, kaufte oder lieh, müßte es vorher, wenigstens flüchtig, durchlesen, um zu wissen, ob es eine Materie abhandle, die für ihn von Wichtigkeit ist, oder worüber er sich gern belehren lassen möchte. Und, weil sich gar nichts aus dem Titel schließen läßt, wieviel müßte man dann lesen? Denn ein Buch das z. B. Hurliburli betitelt wäre, könnte eben so wohl ein System der Dogmatik, als eine neue Methode die Blattern zu inoculiren enthalten, eben sowohl von der Erziehung der Kinder, als vom Grönländischen Wallfischfang handeln. Die Aufseher einer Bibliothek müßten in Verzweiflung gerathen, oder jeder wenigstens ein Dutzend Gehülfen haben, die nichts thäten als lesen, um zu erfahren, in welches Fach der Wissenschaften ein Buch gehöre — und die Herausgeber solcher gelehrten Zeitungen, die den ganzen Umfang unsrer Litteratur begreifen, hätten auch zu den nöthigsten Lebensverrichtungen schlechterdings keine Zeit, wenn sie alles vorher auch nur durchblättern sollten,

was ihnen zugesendet wird; und das müßten sie ja, denn wie könnten sie sonst wissen, welches Buch für diesen, und welches für jenen Mitarbeiter ihres Instituts gehört? Uebertrieben ist das doch wohl nicht. Das einzige, was man mir einwenden könnte, wäre, man müßte in dem Fall blos die Vorreden lesen. Allein, werden denn zu allen Büchern Vorreden geschrieben? Geben diese allemal von der Absicht des Verfassers und dem Inhalte des Werks genaue Nachricht? Und, wird der Autor, der in der Unverständlichkeit des Titels etwas sucht, sich überwinden, oder sich selbst so sehr widersprechen, in der Vorrede klar und deutlich zu schreiben? — Wir können ohne Lachen die aberwitzigen Titel mancher alten Bücher nicht lesen, und wollen uns doch der Gefahr aussetzen, von unsern Nachkommen auf gleiche Art beurtheilt zu werden. Menke S. 39. „Einige zieren ihre Titelblätter mit „häufigen Gleichnissen und mit gesuchten figür„lichen Redensarten aus, wiewohl sie dieselben dadurch oft so undeutlich machen, daß

„man das Absehen des Verfertigers, und „den Inhalt des Werks selbst, ungeachtet al„ler angewendeten Mühe unmöglich daraus „errathen kann.“ Und in der Note: „Dies „sind diejenigen Tausendkünstler, deren Titel „einen Zeichendeuter, nicht einen gemeinen Le„ser zu ihrer Erklärung vonnöthen haben.“

Die Beispiele, die Herr Hermes anführt, passen überdies nicht ganz. Die Bücher Memnonium und Horus haben beide so deutliche und verständliche Titel, daß nur derjenige sie nicht verstehen wird, der überhaupt nicht lesen kann. Die beiden andern hab’ ich nicht gesehen. Mit Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts ist der Fall anders. Er ist allerdings sehr räthselhaft. Aber nicht die gesuchte Unverständlichkeit allein, sondern auch wohl ein kleiner Antheil von schriftstellerischer Eitelkeit, mag zu dessen Entstehung etwas beigetragen haben. Das Wortspiel, das zugleich auf den Inhalt des Buchs und auf den Namen des Verfassers hindeutet, schien zu

einladend, um sich dessen nicht zu bedienen. Wär' es nicht Hermes, ein Mann von Gewicht, ein Schriftsteller der so leicht Nachahmer findet, und noch leichter hundert Saalbader, die ihn in dem, was er Großes, Edles und Gutes schreibt, nicht nachahmen können, und daher sich auf seine Schwächen und Kleinigkeiten einschränken, und dennoch meinen, wenn sie diese sich zu eigen machen, und damit zur Schau auftreten, sie wären so gut als ihr Vorbild — wär' es nicht dieser Mann, der das Weh über alle diejenigen Schriftsteller ausgerufen hätte, die sich keiner unverständlichen Titel bedienen, so würde ich weniger weitläuftig bei diesem Punkt gewesen seyn; aber in diesem Betracht schien es mir der Mühe werth, etwas zum weitern Nachdenken für Andre darüber zu sagen. — Gleich vor der angeführten Stelle in Manch Hermäon äußert Herr Hermes, bei Gelegenheit, da er nun mit sich einig geworden war, wie er dasjenige, was den Inhalt dieses Werks ausmacht, ins Publikum bringen

wollte, noch folgendes: „Aber dabei bliebs „auch Jahre lang; denn — man dächt' es „wohl kaum? — ich war um den Ti„tel verlegen! ich sage davon weiter „nichts; wer vom Handwerk ist, versteht „mich.“ — Ich bin nicht vom Handwerk; ich bekenne also frei, daß ich davon nichts verstehe.

So ein wenig wesentlicher Theil eines Buchs

Dedicationen

auch sind, so kann ich doch nicht umhin, ein Paar Worte darüber zu sagen. Mehr ist die ganze Materie ohnehin nicht werth. Von denjenigen, die aus einer reinen Quelle fließen, kann hier nicht die Rede seyn. Sie zeichnen sich durch einen edlen und freien Ton zu sehr aus, als daß man sie mißdeuten könnte. Wer wollte auch daran etwas zu tadeln finden, wenn ein Schriftsteller sich dem Andenken seines Lehrers oder Freundes durch Zueignung seines Buchs empfiehlt? Die gewöhnlichsten

aber sind von zweierlei Art; entweder Bettelbriefe, oder der Herr Zueigner hoft, daß durch den Abglanz des Ruhms desjenigen Mannes, dessen Namen er seinem Buche vorsetzt, diesem Buche selbst einiger Schein werde mitgetheilt werden, welches sonst in ewiger Dunkelheit verborgen bleiben würde. Beide machen sich durch submisse und kriechende Schreibart, durch niedrige Schmeicheleien, und durch unausstehliches Lobpreisen des hohen Gönners kennbar — und von beiden hat Menke S. 46. f. f. ausführlicher gehandelt. Daß eine solche Epistel ein sehr verächtliches Mittel sei, um seinen Bedürfnissen abzuhelfen, oder eine Art von Ruhm zu erlangen, den gleichwohl niemand achtet, der dessen Ursprung kennt, wird wohl jeder zugeben. Männer die ihre Würde schätzen werden sich dessen nicht bedienen, es ist blos eine Zuflucht für die Nachtreter der Gelehrten. Wiewohl mir verschiedene solche Nachtreter bekannt sind, die Eigendünkel genug besitzen, sich für Sterne der ersten Größe zu halten, und demjenigen ewige

Fehde ankündigen, der sich unterfängt daran zu zweifeln. Manche von solchen Herren halten die Dedicationen so sehr für Bestandtheile ihrer Schriften, daß sie lieber nichts, als etwas ohne Zueignung schreiben würden, ja, daß sie den größten Werth auf diese letzte setzen, alle ihre Geisteskräfte darauf verwenden, das Werk selbst aber als eine Nebensache betrachten, es äußerst vernachlässigen, und fast auf jeder Seite zeigen, daß sie zwischen Schlaf und Wachen gearbeitet haben. Sie sind oft damit nicht zufrieden, ihre Werke einem Gönner zuzueignen, mehreren muß diese Ehre zu Theil werden, da sie dann jedem sein Exemplar mit der Dedication die für ihn gehört zusenden. Erhalten sie dann auch nicht immer baare Belohnung dafür, so erfolgen doch wenigstens schmeichelhafte Briefe, worin ihre Verdienste sattsam herausgestrichen werden, und die sie dann allen ihren Bekannten, und jedem der sie nur anhören will, mit froher Selbstgenügsamkeit vorzulesen nicht ermangeln. Bisweilen bewirken sie

auch durch dieses Mittel vortheilhafte Recensionen, und dann kennt ihr Autorstolz vollends keine Gränzen.

Menke führt ein Beispiel von einem Gelehrten an, der unter einem erdichteten Namen sich sein Werk selbst dedicirte — ich könnte aus unsern Zeiten ebenfalls eins anführen, das ich aber unterlasse, theils weil mir nur eins bekannt ist, woraus keine Folge zu ziehen ist, theils weil man mich zu Beweisen auffordern könnte, die ich nicht beizubriugen vermöchte, ohne den Grund zu einer gelehrten Zänkerei zu legen, deren es ohnehin in unsern Tagen so viele giebt.

Ich komme nun auf die

Vorreden.

Diese sollten eigentlich Bezug auf das Werk haben, vor welchem sie stehen; sehr oft aber haben sie auf nichts Bezug, als auf das werthe Selbst des Verfassers. Es scheint ihm der schicklichste Ort zu seyn, wo er sich loben, die Schwierigkeit seines Unternehmens zeigen,

die Mühe, die er sich gegeben, um den Beifall seiner Leser zu erlangen, herausstreichen, und von sich sprechen kann, so viel ihm nur beliebt. So wenig unterhaltend diese Materie für den größten Theil des Publikums ist, so unerschöpflich ist sie für den Autor. Ist es vollends ein bekannter, berühmter, dann kann er seinem Stolze manches liebliche Rauchopfer darbringen. Er zeigt nämlich, welchen großen Nutzen seine vorigen Schriften in der Welt gestiftet, welchen ungetheilten Beifall sie erhalten haben, wider welche Gebrechen er zu Felde gezogen, wie er sie auszurotten sich bemüht, und wie glücklich er darin gewesen sei. Er unterläßt nicht, fleißig Stellen aus diesen Werken anzuführen, und sich auf sie zu berufen, damit diejenigen, die sie noch nicht gelesen, eilen mögen es zu thun. Daß von dem vorliegenden Buche die größte Erwartung erregt, und so viel Gutes gesagt wird, als sich nur, ohne lächerlich zu werden, sagen läßt, versteht sich von selbst. Eben so wie die Quaksalber in den Gebrauchszetteln

zu ihren Arzneien denselben lauter Wunderkräfte zuschreiben, und die gewöhnlichen Wirkungen andrer herabsetzen. Ist es ein Schriftsteller der zum erstenmal auftritt, so hüllt er sich in stolze Demuth, bekennt sein Unvermögen, etwas vollkommneres liefern zu können, bittet wohl gar das Publikum um Verzeihung, daß er es gewagt habe, ihm seinen unbedeutenden Versuch darzulegen, und läßt sich doch gleichwohl fast in jeder Zeile merken, daß er es sehr übel nehmen würde, wenn man seine Worte im strengsten Verstande nähme. Bisweilen nimmt sich der Herr Autor nicht einmal die Mühe, diese Maske anzulegen, sondern äußert ziemlich freimüthig, er hoffe, kein Mann von Geschmack werde seinem Werke den verdienten Beifall versagen. Geschieht es nicht, so hat er wenigstens den Trost, daß e i n e Person in der Welt ist, die seine Verdienste erkennt, und diese ist — er selbst. Von dem, was sonst noch oft in den Vorreden zu finden ist, habe ich schon oben bei den A n k ü n d i g u n g e n geredet. Von dem aber,

was eigentlich darin zu finden seyn sollte, trift man eben so oft keine Spur an. Das ist meines Bedünkens: Die Absicht des Verfassers, der Gesichtspunkt, unter welchem er seinen Gegenstand betrachtet hat, Fingerzeige für seine Leser und Beurtheiler, um allen Mißverständnissen zuvorzukommen, die Hülfsmittel, deren er sich bedient hat, die Klasse der Leser, für welche er schrieb, Erklärung der Stellen, die in dem Werke dunkel scheinen möchten, eine allgemeine Uebersicht dessen, was man darin zu suchen habe u. d. g.

Für diejenigen, die blos lesen um die Zeit zu tödten, ist überhaupt jede Vorrede überflüßig, denn sie überschlagen sie gemeiniglich; dies ist aber keine Entschuldigung für den Autor, denn der bessere Theil seiner Leser, den er doch weit mehr schätzen muß, sucht, selbst in Erholungsstunden, doch auch Nahrung für den Geist, und ihm wird es weit angenehmer seyn, wenn er vorher von der Manier des Verfassers unterrichtet, und in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob diese Nahrung

ihm frommen werde oder nicht. Manche Vorreden enthalten zwar eine Menge Worte, aber in der That — nichts, und man ist nach Durchlesung derselben nicht klüger als vorher. Andre sollen, wie man merkt, sehr witzig geschrieben seyn, der Witz ist aber bisweilen von so unbehaglicher, schwerfälliger Art, bisweilen so gesucht und schielend, daß man von dem Verstande des Schriftstellers unmöglich eine gute Meinung fassen kann. Viele von denjenigen, deren ältere Werke nicht nach ihrem Wunsche beurtheilt worden sind, machen ihre Vorreden zu einen Kampfplatz, wo sie sich mit ihren Recensenten herumbalgen. Gemeiniglich machen sie da ihrem lange verbißnen Aerger Luft, und toben und schmähen weidlich, weil ihnen hier niemand widersprechen kann. Bei dergleichen Fehden behält allemal ein jeder Recht; jeder sucht seine Sätze mit seinen Gründen zu behaupten, die der andre nicht gelten läßt, und der Leser geht am sichersten, wenn er keinem von ihnen, sondern seinen eignen Em-

pfindungen folgt. — Manche, besonders angehende Schriftsteller, glauben sich am besten vor einer künftigen harten Beurtheilung zu verwahren, wenn sie in der Vorrede den Recensenten ein Schnippchen schlagen, und ihnen zu verstehen geben, aus ihrem Lob oder Tadel machten sie sich so viel als aus einer tauben Nuß. Diese Herren sind ihres hohen Werths so sehr versichert, daß es verlohrne Mühe wäre, sie, wenn sie irre gehn, wieder auf den rechten Weg führen zu wollen.

Eine Formel kann ich nicht übergehen, die so häufig vorkömmt, daß man, ehe man ein Buch aufschlägt, immer wetten kann, sie in der Vorrede zu finden, und im Ganzen genommen mehreremale gewinnen als verlieren wird. Diese ist (versteht sich in diesen oder ähnlichen Ausdrücken) folgende:

Jeden gegründeten Tadel, den man meiner Schrift entgegen setzen kann, werde ich mit dem größten Dank erkennen, und wenn man mir beweisen wird, daß ich ge-

irrt habe, werde ich mich bemühen, diesen Irrthum aufs schnellste zu verbessern. Denn mir ist es blos um Wahrheit zu thun. Ich fordre daher jeden Recensenten auf, meine Schrift mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, seine Erinnerungen dagegen bescheiden vorzutragen, und sie mit Gründen zu unterstützen. Allen Machtsprüchen aber, leeren Declamationen, ungesitteten und verläumderischen Ausfällen, und im dictatorischen Ton ausgesprochnen Urtheilen, werde ich die Verachtung entgegensetzen, die sie verdienen.

Das heißt aus der Autorsprache in reines verständliches Deutsch verdollmetscht, also:

„Ich bin von der Güte und Vollkommenheit meiner Schrift so fest überzeugt, daß ich jedem, wer es auch sei, Troz biete, einen Makel daran zu entdecken. Sollte sich jedoch irgendwo ein verwegner Bursche finden, der

sich unterstünde, etwas an diesem Buche, beträf' es auch nur die geringste Kleinigkeit, zu kritteln, geschäh' es auch mit den anscheinend triftigsten Gründen; so erkläre ich ihn im voraus hierdurch für einen Verläumder, für einen ungesitteten, unbescheidenen Menschen, den ich so herzlich verachte, als es nur jemanden zu verachten möglich ist. Alle seine Behauptungen sind und können nichts anders seyn, als Machtsprüche, leere Declamationen und grobe Ausfälle, der Ton der Wahrheit und Gründlichkeit, den er annehmen mag, ist Larve, und die ganze Recension leeres Geschwätz. Dies alles erkläre ich jetzt, und werde es, wenn dieser Fall wider Vermuthen eintreten sollte, in einer Antikritik oder in einer besondern Schrift noch weiter ausführen. Ueber alle Belehrung bin ich längst hinaus. Ich verlange daher durchaus, daß man meiner Meinung seyn und mich loben solle, ob ich gleich weis, daß man mich niemals genug und nach meinen mir wohl bekannten Verdiensten loben könne und werde."

Es giebt der Fälle so viele, wo der Erfolg es sehr deutlich zeigt, daß der Autor unter jener Aeusserung nichts anders verstanden haben könne als dieses, daß man wohl einige Bände damit anzufüllen vermöchte. Mit solchen Herren ist nun freilich nicht viel anzufangen, da es so gefährlich ist, sie in ihrem süßen Traume stören zu wollen. Gründe lassen sie nicht gelten, und die bescheidensten Einwürfe beantworten sie mit Grobheiten. Darum ist es am rathsamsten, man läßt sie ihres Weges in Frieden ziehen, und sich an den Dämpfen des Weihrauchs erquicken, den sie von jedem Dunse, der ihnen aufstößt, zu erpressen wissen, und der ihnen weit lieblicher dünkt, als das beschränktere Lob und die wohlgemeinten Erinnerungen erfahrner Männer.

In den vorigen Zeiten war es Sitte, die Lobgedichte, die dem Verfasser und seinem Werke zu Ehren von andern Gelehrten waren verfertigt worden, der Vorrede beizufügen. Es war ein Kunstgrif, um die Urtheile der

Leser im voraus zu bestimmen, aber zu plump, als daß er diese Absicht schon damals immer hätte erreichen sollen; und unsern feinern Empfindungen ist diese allzu sichtbare Befriedigung der Eitelkeit vollends zu wenig angemessen, um hoffen zu dürfen, durch dieses Mittel jetzt noch Glück zu machen. Anstatt dessen läßt man etwa Briefe mit abdrucken, die zwischen dem Verfasser und einigen Freunden desselben sind gewechselt worden, und das Werk betreffen. Hier ist nun freilich nichts gespart, was eine gute Meinung von demselben erregen kann; und die Einwürfe, die einer oder der andre dem Autor macht, werden von diesem so vortreflich widerlegt, daß man seinen Scharfsinn bewundern muß. Das ganze ist dem Spiegelgefecht in manchen akademischen Disputationen sehr ähnlich, wo der eine längst vorher weis, was der andre ihm einwerfen wird, was er ihm antworten muß, was jener darauf erwiedern wird, u. s. w. — Bisweilen werden auch, zum Beweise der Vortreflichkeit des Werks, Briefe

von verstorbenen Gelehrten mit abgedruckt, die sie bei ihren Lebzeiten an den Verfasser geschrieben haben — oder wenigstens hätten schreiben können. Geschieht auch das nicht, so beruft sich der Autor doch auf die Urtheile berühmter Männer, die er jedoch zu nennen Bedenken trägt, welche seiner Schrift den verdienten Beifall schon längst ertheilt haben.

Viele angehende Schriftsteller wagen es nicht ohne einen Führer, der sich bereits in Ansehen gesetzt hat, vor dem Publikum aufzutreten. Unter seinen Fittigen glauben sie jedem Sturme Trotz bieten zu können, den irgend ein Recensent erregen möchte. An seiner Hand, meinen sie, könn' es ihnen nie fehlen, überall wohl und mit Freuden aufgenommen zu werden. Sie wenden sich daher an einen berühmten Mann, mit dem sie Bekanntschaft gemacht haben, und bitten ihn so lange, bis er ihnen verspricht, eine Vorrede zu ihrem Werke zu schreiben. Nun ist ihr Glück gemacht. Gelobt müssen sie in dieser

Vorrede werden, das versteht sich von selbst; und daß sie dieses Lob geltend zu machen wissen, daß sie nicht unterlassen werden, sich zu rechter Zeit darauf zu berufen, wird wohl niemand bezweifeln.

Bisher war von der gelehrten Charlatanerie und was ihr anhängt im Allgemeinen die Rede; jetzt wird es nöthig seyn, auch einige besondre Fälle, wo sie sich in unsern Tagen vorzüglich äußert, anzuführen, damit man mir nicht den Vorwurf machen könne, ich hätte blos raisonnirt, ohne zu beweisen. Ich wiederhole nochmals, daß ich wahre Verdienste von unächtem Schimmer in einem und demselben Gegenstande sehr wohl unterscheide, jene verehre, und diesen so wenig achte, als eine falsche Münze, die keinen Werth hat, und wenn sie das Bild und Wapen des größten Monarchen der Welt zum Gepräg trüge. So wie dergleichen falsche Münzen, wenn sie in

Umlauf gebracht werden, dem Verkehr Schaden thun, und stetes Mißtrauen erzeugen; so schadet auch die gelehrte Charlatanerie den Wissenschaften, und verdunkelt die wahren Verdienste der Gelehrten, statt sie zu erheben.

„Man trift allenthalben unter den Ge„lehrten solche liebe Herren an, welche mey„nen, daß sie bis in den dritten Himmel er„haben seyn, wenn ihre matte Seele denjeni„gen Ruhm, wornach sie lange Zeit gleich ei„nem Fische nach dem Wasser geschnappt hat, „nun allmählich zu erlangen anfängt;“ sagt Menke (S. 12.). Und daß auch jetzt noch dergleichen Herren allenthalben und in allen Fächern der Wissenschaften angetroffen werden, ist leider nur zu gewiß; so wie es nicht weniger am Tage liegt, daß auch diejenigen, welche durch ihre Schriften verdienten Ruhm erworben haben, solchen muthwillig, und zwar gerade von der Seite, wo er ihnen am liebsten seyn sollte, aufs Spiel setzen, indem sie entweder meinen,

es könne ihnen nunmehr gar nicht fehlen, oder indem sie allgemein verehrt, allgemein beliebt, allgemein, auch in ihren Besonderheiten und Geniesprüngen, angestaunt, und allen alles zu werden trachten.

Da es eines deutschen Schriftstellers erste Pflicht ist, deutsch zu schreiben, so halte ich für billig, zuerst

Von der Charlatanerie dererjenigen, welche der deutschen Sprache und Schreibart vorsätzlich Gewalt anthun, und sie eigenmächtig umformen

zu handeln.

Daß bei diesen Schriftstellern weniger Charlatanerie, als Neuerungssucht, Ziererei, und Begierde sich vor andern auszuzeichnen hervorleuchte, geb' ich gern zu; darüber hab' ich mich aber bereits oben erklärt. Ueberdies ist diese Begierde, einen neuen, offenbar nicht bessern,

nicht

nicht kürzern, nicht sicherern Weg zu suchen und zu betreten, und das blos um des eitlen Ruhms willen, der Erste zu seyn, der ihn wandelt, doch wohl ein Theil der gelehrten Charlatanerie. Spricht nicht der Marktschreier auch: Ich habe dies Heilmittel erfunden — Mir müßt ihr dafür danken? — Was würde man aber von einem Manne denken, der aus keiner andern Ursach sich einen Weg durch Disteln und Dornen öfnet, wobei er sich Gesicht und Hände blutig ritzt, als weil die Hauptstraße von jedermann, folglich auch vom Pöbel, liederlichem Gesindel und dergleichen betreten wird? Er bekömmt vielleicht Nachfolger, aber dann sind es entweder Leute, wie er selbst, die blos darnach trachten, sich auszuzeichnen, und denen es gleichviel ist, wodurch; oder blinde Nachahmer, die auf alles was neu ist Jagd machen, um es zu verbreiten, weil ihnen Mutter Natur keinen Beruf zum erfinden ertheilt hat; oder Schmeichler, die es ihm blos zu Gefallen thun — und alle diese kön-

Bayerische Staatsbibliothek M...

nen doch wohl nicht zu Mustern dienen. Ich glaube mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, um den Vorwurf von mir ablehnen zu können, als ob ich blos dem Alten einen Werth beilegte, und jeden Versuch es zu verbessern tadelte. Segen verdient der Mann von den fernsten Nachkommen, der in irgend einer Kunst oder Wissenschaft ein neues Licht aufsteckte, der es wagte, gegen Vorurtheil und Herkommen anzukämpfen, der allen Hindernissen zum Trotz muthig eine neue Bahn betrat, die näher und sicherer zum Tempel der Wahrheit und Weisheit führte als die vorige. —

In den Augen vieler deutschen Schriftsteller scheint die deutsche Sprache ein Ding zu seyn, mit dem sie machen können was sie wollen. Sie halten es vielleicht für viel zu klein, die erhabenen Ausflüsse ihres Geistes in einen richtigen Vortrag zu kleiden, glauben wohl gar, ihrer Würde dadurch zu nahe zu treten, und beehren denjenigen mit dem Namen eines Schulfuchses, der sich untersteht,

sie deshalb zu tadeln. Die sogenannten Kraft-Genies, die sich in ihrer eignen Sphäre herumdrehen, ohne auf das, was um und neben ihnen ist, zu achten, suchen ein großes Verdienst im Bombast, in selbsterfundnen unnatürlichen Sprachwendungen, schimmernden Tiraden, fürchterlichen Vergleichungen, und prächtig klingenden aber im Grunde nichts sagenden Floskeln. Ich berufe mich auf jeden Leser, dessen Führerin gesunde Vernunft ist. Unter der ungeheuern Menge von Romanen und Schauspielen, die in diesem Jahrzehend erschienen sind, lese er diejenigen flüchtig durch, deren Verfasser im Drange ihres übersprudelnden Genies geschrieben haben, welches freilich die meisten sind. Fast auf jeder Seite wird er auf Unverständlichkeiten stoßen, wird manche Periode zwei, dreimal lesen, ohne zu wissen, was der Autor sagen wollte, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil dieser es oft selbst nicht wußte. — Andre, die in diese Klasse nicht zu setzen sind, Schriftsteller die alle Achtung verdienen,

fallen in den nämlichen Fehler, wiewohl nicht aus jener Ursache. Das Feuer ihrer Einbildungskraft reißt sie fort, ein Gedanke drängt den andern, und so entsteht eine Dunkelheit in manchen Stellen, von der sie selbst nichts ahnden, die aber den Leser über den Sinn derselben in Ungewißheit läßt, weil er gerade nicht den Begrif mit den Worten verbinden kann, den sich der Autor dabei dachte. Hie und da eine Unkorrektheit im Styl, die man bei solchen Schriftstellern um desto eher antrift, weil sie so etwas für Kleinigkeiten halten, vollendet die Unverständlichkeit.

Einige Autoren befleißigen sich unrichtig zu schreiben; sie wissen es besser, allein sie wollen, daß alles was aus ihrer Feder fließt, den Stempel der Reinheit und Unfehlbarkeit trage, und daß es die ganze Welt dafür erkenne, sei es auch offenbar falsch. Wenigstens kann man nur aus diesem einzigen Grunde ihr Benehmen erklären. Im Fall sie auch keine Autoritäten anerkennen wollten, so lassen sich doch nicht alle Regeln

so schlechthin verwerfen. Unter diese Schriftsteller gehört Herr Meißner, ein Mann, dem man längst einen Platz unter den ersten Prosaisten Deutschlands anwies. Nach und nach fing man an, einige Flecken und Schwächen in seiner Schreibart zu bemerken. Man rügte sie, vielleicht zu bitter, denn man konnte ihm doch noch nichts vorwerfen als Uebereilung. Allein weit entfernt, diese Schwächen in seinen folgenden Schriften zu vermeiden, machte er sich nicht nur der nämlichen, sondern auch mehrerer schuldig, die er vorher nicht gezeigt hatte. Wahrscheinlich geschah dies mit Vorsatz, um seinen Gegnern nicht stillschweigend Recht zu geben, indem er dasjenige verbesserte was sie getadelt hatten. Heißt das aber im Grunde etwas anders, als: Ich schreibe so, folglich kann es nicht unrichtig seyn? Ich könnte nichts anders thun als abschreiben, wenn ich die Vorwürfe, die man ihm in Schriften gemacht hat, wieder aufzählen sollte. Dies würde in jedem Betrachte eine sehr undankbare Arbeit

seyn, ich verweise also meine Leser auf jene Schriften selbst.

Unter die Sprachverderber (ihrer Meinung nach Sprachverbesserer) gehören auch die Fabrikanten neuer Wörter. Es ist eine unselige Sucht sich durch solche Schulfüchsereien — denn weiter ist es doch nichts — auszeichnen zu wollen. Diese Herren bilden sich ein, wenn sie ein neues Wort gedrechselt haben, sie hätten sich ein Verdienst um die deutsche Sprache erworben, das ihnen gar nicht nach Würden vergolten werden könnte; oder wohl gar, es wäre eben so viel, als ob sie eine neue Sprache erfunden hätten — wie Peter Fix im Siegfried von Lindenberg, der auf die Ehre, die den Erfindern der Buchdruckerkunst zukömmt, gleichen Anspruch machte, weil er den Gebrauch einer Taschendruckerei ohne die Anweisung dazu herausstudirte. Ich spreche nicht etwa von solchen Männern, wie Adelung oder Mylius, die gute, dem Sinn entsprechende, aber veralterte und mit Unrecht verdrängte

Wörter wieder in Gang zu bringen suchen. Diese verdienen Dank, denn sie bereichern wirklich unsre Sprache. Jene verhunzen sie durch ihre untauglichen Fabrikate, und machen sie dem Ausländer, dem sie ohnehin schwer genug wird zu erlernen, vollends unzugänglich. Der Verfasser der Gallerie edler deutscher Frauenzimmer hat sich durch diese Kunst, neue und zum Erstaunen sonderbare Wörter zu schmieden, sehr hervorgethan. Ich weis nicht ob es ein großer Verlust ist, sie nicht zu verstehen; das weis ich, daß er, Dank sei es dem Genius des guten Geschmacks, in diesem Stück der einzige in seiner Art ist, und keine Nachfolger gefunden hat. Ein Verzeichniß von neuen Modewörtern, die auch große Männer gestempelt haben, wird man mir hoffentlich gern erlassen. Es ist eine sehr trockne, und ohne Erklärung, bisweilen ohne Hinzufügung der ganzen Perioden unverständliche Lektüre. Ueberdies darf ich wohl bei jedem meiner Leser voraussetzen, daß er eine große Menge

derselben kennen wird, so wie die meisten von ihnen mit mir übereinstimmen werden, daß man dergleichen Dinge nie zu früh wieder vergessen kann, und daß jede Wiederholung die unangenehme Empfindung erneuert, welche man bei ihrem ersten Anblick hatte.

Es ist eine längst bekannte Wahrheit, daß mit der zunehmenden Cultur einer Nation auch ihre Sprache immer mehr gebildet, und von allen überflüssigen Auswüchsen gereinigt wird. Mit uns Deutschen hat es gleiche Bewandniß. Man lese nur ein Buch, das im vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts geschrieben wurde, und man wird sich kaum enthalten können über den damaligen Geschmack zu lächeln. So kraftvoll die Ausdrücke unsrer Vorfahren bisweilen auch sind, von so wenig Politur zeugen sie. Gottsched verbesserte zwar unsre Sprache, aber noch immer herrschte zu viel Künstelei und Schwulst in seinen und seiner Schüler Schriften. Der verewigte Lessing brach endlich die Bahn. Sein Genie, seine Bemühungen um unsre Litteratur

verdienen Ehrensäulen. Es sind ihm keine errichtet, aber in dem Herzen jedes biedern Deutschen muß ihm ewiger Dank glühen, und die fernsten Nachkommen werden sein Andenken segnen. Wieland, Herder und mehrere nährten die junge Pflanze, und ihr allbelebender Geist durchdrang jeden ihrer Zweige. Aus ihren Schriften müßte man die deutsche Sprache wieder herstellen, wenn sie einst verloren gehen, oder durch die Bemühungen derer, die Fug und Recht zu haben glauben, sie nach ihrem Eigendünkel umzumodeln, unkenntlich werden sollte. — So wie mit der Sprache überhaupt, so geht es auch mit der Orthographie derselben. Eine jede leidet nach und nach Abänderungen, bis sie endlich stufenweise zu einer gewissen Richtigkeit und Bestimmtheit gelangt, welche ihr Regeln, die in ihrer Natur und in ihrem Bau gegründet sind, und die stillschweigende Uebereinstimmung dererjenigen, die ein allgemein anerkanntes Recht erlangt haben, darüber zu urtheilen, nämlich der besten Schriftsteller der Na-

tion, geben können. Hieraus folgt, daß Regeln, die sich ein jeder nach eignem Gutdünken macht, und die alle von einander abweichen, so wie überhaupt die Stimme eines Einzelnen nicht in Betracht kommen. Hieraus folgt auch, daß die Vorfahren eines jeden Volks nicht falsch, sondern nur nach ungeläuterten Begriffen schrieben, und nicht anders schreiben konnten, weil sie keine bessern Regeln, keine bessern Muster hatten. Ein Schriftsteller aber, der sie jetzt noch nachahmen wollte, würde sich eben so lächerlich machen, wie ein Mann, der sich vornähme, nicht anders zu sprechen als so, wie er einst als Kind gelallt hatte.

Die ältern Schriften der Franzosen, Engländer, Italiener und Deutschen weichen von den neuern in Ansehung der Rechtschreibung außerordentlich ab. Ein Hauptzug ihres Charakters war Weitschweifigkeit — vielleicht glaubten sie dadurch gründlicher zu seyn. Diese Weitschweifigkeit, dieser Ueberfluß äußerte sich in ihrem Vortrag, in ihren Perioden,

in ihren Titeln, kurz überall. In der Recht- schreibung, in einzelnen Wörtern, kann man freilich nicht weitschweifig seyn, aber doch unnöthige Buchstaben hinzufügen. Dies thaten sie wirklich, und ein Wort das bei uns aus sechs Buchstaben besteht, hat oft in jenen Schriften acht bis neun, durch Verdoppelung der n, t, durch Hinzusetzung des h, und so weiter. Nach und nach schnitt man diese Auswüchse hinweg, und unsre Sprache ward immer gebildeter. Bestünde die Bildung aber im bloßen Wegschneiden, so hätten wir schon den höchsten Grad derselben erreicht. Denn es erschien ein Mann, dessen Geist über Sphären fliegt, der seiner Harfe himmlische Töne entlockt und für Unsterblichkeit singt — der deutsche Milton — der Barde Klopstock. Dieses erhabne Genie wollte die deutsche Sprache und Schreibart umformen, und auch hier Lorbern einerndten, die der Schutzgeist des Vaterlandes schon weit schöner um seine Schläfe gewunden hatte. Es war ein kühnes Unternehmen und einzig in seiner Art,

denn keine Nation hat einen ähnlichen Versuch aufzuweisen. Aber so kühn es war, so abschreckend war und mußte es auch für jeden Deutschen seyn, der den Werth seiner Sprache kannte und schätzte. Unter dem Vorgeben, sie zu vereinfachen, wollte man sie verstümmeln — sie wäre ein Ungeheuer geworden, ein scheußliches Geripp, vor dem jeder Fremde geflohen wäre, das kein Einheimischer wieder erkannt hätte, wenn dieser Versuch gelang. Glücklicher Weise geschah dies nicht. Die ganze Erscheinung verschwand gleich einem Meteor, nachdem man sie ihrer Sonderbarkeit wegen eine Zeit lang angestaunt hatte. Ohne den Ruhm ihres Urhebers, und ohne den Glanz, den dessen Name dieser Unternehmung lieh, wäre sie innerhalb der Mauern wieder erstickt, wo sie ihren Ursprung genommen hatte. Auf diese Art aber machte sie in Deutschland einiges Aufsehen, doch, wie gesagt, nur kurze Zeit. Das Projekt fand wenig Anhänger, aber desto mehr Spötter, und nachdem beide Partheien sich müde ge-

stritten hatten, kam die ganze Sache in Vergessenheit. Wohl uns!

Dem ungeachtet ist uns bei weitem noch nicht völlig geholfen. Die Franzosen, Engländer und Italiener sind nunmehr in Ansehung ihrer Orthographie zu einer gewissen Bestimmtheit gelangt. Alle große, alle klassische Schriftsteller einer jeden dieser Nationen schreiben jetzt ihre Sprache genau einer wie der andere. Die stillschweigende Uebereinkunft ist getroffen, die Regeln sind festgesetzt, man weicht nicht davon ab. Wir Deutschen hingegen schwanken noch in einer traurigen Ungewißheit. Jeder unsrer großen Schriftsteller schreibt seine Sprache anders. Warum? Diese Frage möchte schwer zu beantworten seyn. Ich wüßte keinen Grund anzugeben, als den: Daß, so wie jeder Eiferer seinen Glauben für den allein seligmachenden hält, jeder Gelehrte auch seine, größtentheils selbst gemachten, Regeln für allein gültige anerkannt wissen will; daß er alle Materialien die andre liefern für

untauglich erklärt, und allein den Ruhm haben will, das große Gebäude vollendet zu haben. Hält man diesen Grund dennoch nicht für zureichend, so ist es vielleicht ein zweiter, nämlich: Daß nicht jeder, aber doch mancher, das anerkannt bessere und richtigere verwirft, um etwas eignes zu haben, und sich damit brüsten zu können — ein Schooskind seiner Phantasie, das er auch schon deshalb hegen und pflegen zu müssen glaubt, weil Niemand ihm seine Vaterschaft streitig machen wird. — Man hätte glauben sollen, daß die verdienstvollen Bemühungen eines Adelung doch endlich unsre deutsche Schriftstellerwelt zu einiger Festigkeit in ihren Grundsätzen in Ansehung der Rechtschreibung bringen würden — es ist nicht geschehen, und wird nicht geschehen, so lange Selbstsucht über jede andre Betrachtung siegt.

Hermes*) hat zur Ehre der Deutschen geschrieben, das kann man wohl nicht läug-

*) Ich habe diesen Schriftsteller schon angeführt, und werde genöthigt seyn, es in der Folge noch mehr zu thun. Man

nen — Daß er sich aber auf mannichfaltige und vorsätzliche Weise an der deutschen Sprache versündigt hat, das ist eben so gewiß, das bezeugen seine Werke, besonders seine neuern. Bei allen Schönheiten unsrer Sprache, die nur derjenige ihr abläugnen wird, der Wielands Schriften nicht kennt, (und auf dessen Urtheil wird wohl wenig ankommen) hat sie eine gewisse Härte. Sie ist ein Theil ihres eigenthümlichen Charakters, und darum schätzbar, weil sie uns an den Charakter unsrer Vorfahren erinnert, zu jenen Zeiten, da ihr Blut, ihr Biedersinn und ihre Rauhheit

glaube ja nicht, als ob dies geschähe, um mich an ihm zu reiben. Nicht im mindesten. Seine Schriften werden allgemein gelesen, und verdienen es in manchem Betracht. Auf solche muß ich mich berufen, wenn ich demjenigen, was ich behaupte, Glauben verschaffen will — denn die Sünden der Winkelautoren und ihre Seelenkrankheiten werden da nicht in Erwägung gezogen, wo vom Allgemeinen und von Mustern die Rede ist. Ueberdies muß ich ihn anführen, weil Hermes unter den großen deutschen Schriftstellern gerade derjenige ist, der die meisten Blößen giebt, und sich der Eigenliebe und mancher andrer Autorschwachheiten am sichtbarsten schuldig macht.

noch nicht durch gallische Ueppigkeit verdorben war. Diese Härte verschwindet fast gänzlich unter Wielands meisterhafter Feder. Dies Talent von jedem Schriftsteller zu fordern wäre unbillig; aber tadeln muß man doch denjenigen, der absichtlich, und ohne einen andern Grund, als weil es ihm so beliebt, diese Härten nicht nur vermehrt, sondern auch da anbringt, wo eigentlich keine sind. Die richtige Verbindung und möglichste Abwechselung der Vokalen mit den Consonanten macht eine Sprache biegsam und wohlklingend. Zum Beweise dient die italienische, wo alles vermieden wird, was nur im geringsten das Ohr beleidigen könnte. Wenn wir also unsre Vokalen, die doch in der Aussprache alle gehört werden, im Schreiben, so viel als nur möglich ist, wegwerfen und auslassen wollen, so bekömmt unsre Sprache ein höchst widerliches Ansehen. Es ist eine eigenmächtige, mit nichts zu vertheidigende Neuerung, deren sich Herr Hermes schuldig macht, um etwas besonderes zu haben —

denn

denn im Grunde ist es doch nichts als Ziererei. Was haben ihm die armen unschuldigen e gethan, daß er sie verbannen will? Man sehe Manch Hermäon, Für Töchter edler Herkunft, Zween litterarische Märtyrer, wo er nie anders schreibt, als: fleh, blühnd, Feur, erstarnd, beids, Perln, dringends, dikr, eurm, zerfalln, Bezauberndes, Ehrwürdigs, geborn, Beleidigends, einförmigs, weidst, Geists, beschäftigts, kommends, reizends, hizends und tausend andre ähnliche Worte. Er schreibt auch heuchl, bedaurn, ungeheurn, Maurn, Baurn u. s. w. er schreibt endlich gar stehnds; in einem Worte, das aus sechs Consonanten und drei Vokalen besteht, zwei der letzten herausgeworfen. Man sage nicht, dies sei Mikrologie. Hier ist es um Reinigkeit, Bildung und Verständlichkeit der Sprache zu thun, und das sind doch keine Kleinigkeiten. Ich sage, um Verständlichkeit; denn einem Ausländer,

der durch angestrengten Fleis in kurzer Zeit ziemlich weit in Erlernung unsrer Sprache gekommen war, schrieb ich das Wort stehnds einzeln hin, er verstand es nicht, selbst durch Nachsinnen konnte er den Sinn nicht herausbringen. Ich glaube, es sollte selbst manchem Deutschen schwer werden, wenn er es nicht im Zusammenhang liest. Das Beleidigende für das Gehör, das Peinliche dieser Schreibart empfindet man dann am stärksten, wenn man jemanden aus diesen Büchern, aber genau so wie die Worte gedruckt sind — in so fern man dies kann, denn Maurn, Baurn etc. sind wohl nicht auszusprechen — vorliest. Der Leser und der Zuhörer werden es wohl schwerlich lange aushalten. Was würde Herr Hermes sagen, wenn jemand die französische Sprache, die ihm so werth ist, eben so verhunzen, und etwa schreiben wollte: excrabl, achter, gloir, hipotcair, perptuel, sechress, dérchef, dornavant etc.? Oder hat es mit der deutschen Sprache nicht so viel zu bedeuten?

Ich las einst irgendwo, Herr Hermes ließe die e weg um die Zeit beim Schreiben zu ersparen. Das erinnerte mich an die Anekdote von jenem Geizigen, der nie ein Punkt über das i setzte. Als er gefragt wurde, warum er das thäte, antwortete er: Jedermann sieht ja beim Lesen, daß dies ein i und kein andrer Buchstabe seyn soll, und ich erspare doch durch Weglassung des Punkts die Dinte.

Herr Hermes zeigt überhaupt in seiner Rechtschreibung und in seinem Sprachgebrauch (besonders in seinen neuern Romanen) so viel Hang zum Sonderbaren, so viel geschraubtes Wesen, so viel auffallende Bemühung sich von andern zu unterscheiden, daß er bei manchen seiner Leser, nämlich bei solchen, die nicht jedes Neue bewundern, dadurch verliert. Wozu das HErr in den Zween litterarischen Mártyrern? Zwar nicht durchaus, aber das zeigt denn doch weiter nichts, als daß er sich selbst noch nicht darüber bestimmt hatte. Wozu die so

oft vorkommenden kleinen Anfangsbuchstaben bei einer neuen Periode und nach vorhergehendem Punkt? Wozu der häufige Gebrauch des g statt des ch? Es ist doch wohl weder der Abstammung noch der Aussprache nach einerlei? Und z. B. wigtig klingt doch wohl anders als wichtig? Wozu die nagelneuen Wörter, nachtisch, zutisch', zuhaus, von jugendauf, daist, u. s. w.? Wenn es Kritik der Sprache seyn soll, nun so muß man Gründe dafür darlegen. Wie, wenn es aber heißen sollte: „Weh dem „Schriftsteller, der zu unsern Zeiten sich durch „neue und unverständliche Wörter nicht eben „so auszeichnet, wie durch unverständliche Ti„tel?“ Gleichwohl gefallen unsre besten Romanen-Schriftsteller, ein Wezel, ein Müller (in Itzehoe) ein Anton-Wall ꝛc. auch ohne dieses Schnörkelwerk.

Nun zu einem andern Punkt. Seit der Zeit, da man die deutsche Litteratur und Sprache zu achten anfing, setzte man eine Ehre darin, deutsch zu schreiben, das heißt,

alles das deutsch auszudrücken, was man deutsch ausdrücken konnte, und die französischen Floskeln so viel möglich zu vermeiden. Man achtete sonst allen Unrath unsrer Nachbarn höher als unsre eignen Schätze — Das zeigten die Listen der Ein- und Ausfuhr der Waaren im Handel; das zeigte die belobte und beliebte Erziehungs-Methode nach dem Zuschnitt französischer Gouvernantinnen und verlaufner Taugenichtse; das zeigte die buntscheckigte, mit französischen Brocken untermischte Schreibart. Eine unselige Nachäffungssucht! Ganz ist der Unrath freilich noch nicht ausgefegt, aber man hat doch angefangen, etwas zurückhaltender damit zu seyn, ihn nicht so sehr zur Schau zu tragen. Heil und ewiger Segen seiner Nachkommen sei dem Manne, der auch nur das kleinste Scherflein dazu beitrug, jenes widernatürliche, unsre Nation schändende Betragen, jene vermaledeite Gallomanie, zu verbannen, und uns Deutsche uns selbst wiederzugeben! — Hier nur von der Schreibart.

Sonst hielt man es freilich für sehr zierlich, wenn so ein Sudler in seiner Zwittersprache schrieb:

> Die Affection, welche dieser Cavalier dem Fräulein bezeigte, charmirte sie so sehr, daß sie ihre tendresse gegen ihn kaum zurückhalten konnte. In ihren Entretiens waren sie jedoch, besonders in presence andrer Personen, so zurückhaltend — —

Doch genug. Wer sich an dergleichen Schönheiten ergötzen will, wird genug alte Tröster finden, die davon voll gepfropft sind. Dem Himmel sei Dank, daß man das lächerliche dieses Styls eingesehen und ihn verbannt hat. Dies erstreckt sich schon bis auf die Aufschrift der Briefe. Sonst würde man es für unhöflich, unanständig, ja höchst widersinnig gehalten haben, anders zu schreiben, als: A Monsieur Monsieur —. Endlich entdeckte man die große Wahrheit, daß man an einen Deutschen in Deutschland wohl

deutsch schreiben könne. Nun findet man, daß man es thun müsse. Der Genius des guten Geschmacks und der gesunden Vernunft bewahre uns für jeden Rückfall!

Denn einige neuere Schriftsteller haben bereits wieder den Anfang gemacht, das einfache Gewand unsrer Sprache mit bunten Lappen zu behängen, und ihr in ihrem eignen Vaterlande das Bürgerrecht streitig zu machen. Indeß, das will ich gern einräumen, sie thun es weniger um diese Schreibart wieder einzuführen, als um ihre ausgebreiteten Sprachkenntnisse auszukramen. — Hier ist wieder Herr Hermes der Erste, und der Einzige der es so weit treibt. Es scheint ihm unmöglich, zwei Seiten hinter einander (es ist nur von seinen Romanen die Rede) deutsch schreiben zu können. Ohne die geringste sichtbare Veranlassung, ohne daß es seine Personen nur im mindesten charakterisirte, läßt er sie, so oft es ihm einfällt, sehr zierlich französisch mit einander sprechen, und übersetzt dann, den Unkundigen zum Besten, in den

Noten dies Französische ins Deutsche. Man weis ja schon aus seinem ersten Roman — mich dünkt es ist Fanny Wilkes — daß er französisch kann, warum legt er es denn seinen Lesern in seinen übrigen Schriften zu tausend wiederholten malen ans Herz? Noch einmal, läg' es in dem Charakter seiner Personen, daß sie französisch sprechen, oder ihre Muttersprache radebrechen müßten, wie z. B. die Tante Emerenzia im Siegfried von Lindenberg, oder die Frau von Schmerling in Großmanns Sechs Schüsseln, so könnte man nichts dawider sagen, aber das ist doch offenbar der Fall nicht. Jeder Leser sieht auf den ersten Blick, daß es ihm nicht um den Charakter seiner Personen, sondern um sein französisches zu thun war. Niemand hat diesen Unfug besser gerügt als Müller, indem er sich selbst so fein als launigt deshalb entschuldigt, im neun und achtzigsten Kapitel des Siegfried von Lindenberg. „Ohnehin wissen wir uns schuldig," schreibt er,

„der Mode, die jetzt Romane und Komö„dien mit französischen Brocken ausgestopft „wissen will — siehe z. B. Sophiens „Reise von Hermes, und Gotter's „argwöhnischen Ehemann, damit ich „keine Namen anführe die Niemand kennt; — „dieser abgeschmackten Mode zu viel nachgege„ben zu haben. Wir thaten das aber blos, „die Talente eines hungrigen Pariser Gen„tilhomme bekannt zu machen, der uns, „nichts weniger als Sprachkundigen, jene „Stellen ins Französische übersetzt hat, und „sein bissel Brod damit zu erwerben denkt, „daß er deutschen Rotüriers die Ehre erzei„gen will, sie im Französischen zu unterrich„ten."

Wieder auf Herrn Hermes zu kommen. Warum schrieb er nicht lieber ganz französisch, da er dieser Sprache so offenbar den Vorzug vor der unsrigen einräumt? Oder sollen vielleicht die Franzosen aus seinen Schriften deutsch, oder die Deutschen französisch lernen? Wenigstens giebt er Uebungs-Exempel auf.

(M. s. Zween litterarische Märtyrer S. 234. f.) Die meisten Briefe die seine Leute einander schreiben, sind französisch, abermals ohne daß man nur den entferntesten Grund davon einsieht. Man sollte vielleicht meinen, so etwas hätte gar nicht deutsch können vorgetragen werden, allein die Uebersetzung steht ebenfalls dabei. Diese beständige Abwechselung zweier Sprachen — der lateinischen, griechischen und andrer nicht zu gedenken, weil diese verhältnißmäßig nicht so häufig vorkommen — giebt diesen Schriften, auf den ersten Anblick wenigstens, ein sonderbares Ansehen, und macht das Lesen derselben denenjenigen, die alle diese Sprachkenntnisse nicht besitzen, unbequem. Doch das möchte noch hingehen, wenn Herr Hermes nur dann deutsch schriebe, wenn er deutsch schreiben sollte. Da findet man aber mitten in deutschen Perioden die Worte: Attachement, profitiren, expediren, respectiren, embarquiren, conveniren, Teint, Air protecteur, comme il faut, Turpitudes, cousine,

coupe-gorge, indiscret, chercher avanture, wir sind en pays de connoissance etc. etc. etc. Häufig giebt er zu verstehen, oder sagt es gerade heraus, daß sich französische Ausdrücke, deren er sich bedient, nicht übersetzen ließen. Warum suchte er denn solche auf? Und dennoch, sollte es denn auch immer wirklich der Fall seyn? z. B. „Et c'est là que je l'ai at„tendu. Daß ich das nicht ganz übersetzt „habe, weis ich, so wie ich weis daß ichs „nicht konnte.“ Ei, ei! Wie bedauernswürdig arm die deutsche Sprache ist! Chiffonner und eine unzählbare Menge andrer französischer Ausdrücke haben das nämliche Schicksal, daß sie nicht deutsch gegeben werden können. In Zween litt. Märt. Th. 1. S. 496. schreibt er: „ich sagte was ich hatte sa„gen wollen,“ und nun macht er folgende Note zu diesen Worten: „Ich wünschte zu wissen, „ob dies so undeutsch seyn Mus, oder ob es „nur an meiner Unkunde liegt? Mein Sinn „ist: je lui disois ce que j'avois voulu lui „dire.“ — Welch eine wichtige Entdeckung

das ist! — Auf diese und ähnliche Art sucht er der deutschen Sprache bei jeder Gelegenheit ein Häkchen anzuhängen. — Der Herr Verfasser vergißt sich bei seinem Eifer, französisch zu schreiben, so sehr, daß er Personen, von denen er kurz vorher gesagt hat, daß sie diese Sprache nicht verstünden, daß sie Dollmetscher brauchten, wenn man in ihr mit ihnen redete — daß er, sage ich, solchen Personen mit einemmal französische Floskeln in den Mund legt; wie z. B. der Jungfer Nadel in Manch Hermäon Th. 3. S. 143. So spricht ein Dienstmädchen vom Lande, kein ziererichtes Geschöpf, die damals noch kein Wort französisch konnte, zu einem andern Dienstmädchen: „Wenn du mich auf dein Niveau „setzest“ — und schreibt, daß sie dies gesagt habe, an eine Bauerndirne. War dieser Gedanke vielleicht auch nicht deutsch auszudrücken? — Jedem andern angehenden oder nur minder berühmten Schriftsteller würden alle Recensenten bei dieser Gelegenheit den Vorwurf gemacht haben: Er wolle zeigen,

daß er einen französischen Sprachmeister gehabt habe. Dieser Vorwurf findet hier wohl nicht Statt, aber die Sache bleibt immer dieselbe. Dergleichen Possen sollte doch Herr Hermes wirklich unsern lieben Unmündigen in der Litteratur überlassen, denn was bleibt diesen sonst übrig? Oder soll vielleicht das, was er dem Herrn von Eich in Für Töchter edler Herkunft Th. 2. S. 131. in den Mund legt, eine Entschuldigung für ihn selbst seyn? Denn das was er selbst deshalb sagt (Für Eltern und Ehlustige Th. 1. S. 70. f. f. in der Note) ist vielmehr Selbstanklage als Entschuldigung. Dergleichen Kunstgriffe bedarf kein guter Schriftsteller, um seine Werke in die Hände vieler Leser zu bringen *).

*) Man könnte mir den Vorwurf machen, daß ich selbst in dem Punkte gesündigt hätte, den ich hier rüge, und zwar gleich auf dem Titel. Allein erstlich nahm ich mir Menken zum Muster, wie ich bereits gesagt habe; zweitens glaube ich nicht, daß das Wort Charlataneri̇e durch Marktschreierei völlig ausgedrückt werde — und umschreiben wollt' ich es nicht,

Doch auch damit ist Herr Hermes noch nicht zufrieden. Er will unsre Sprache ummodeln, Ausdrücke die blos französisch sind, in sie hinübertragen, und ihr auf diese Art ein fremdes, nicht passendes Kleid anziehen. So schreibt er: Verdächtigen, sich beleidigen, Wir Andern (das französische nous autres) gegenüber (im figürlichen Sinn, wie es der Deutsche nie braucht) ausgraben (statt ausfindig machen, das französische déterrer) ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das heißt aber die deutsche Sprache mishandeln. Wer diese häufig vorkommenden Gallicismen liest, sollte fast meinen, diese Bücher wären ursprünglich französisch geschrieben, und einem Brodübersetzer in die Hände gefallen. Gleichwohl traut er sich fast ganz allein unter uns Deutschen das Talent zu, Romane schreiben zu können. Denn er sagt (Zween litterarische Märtyrer Th. 1. S. 197 in der Note): „Ich „dächte sie (die deutschen Romane) wären

weil ich zwar verständliche, aber nicht weitläuftige Titel liebe.

„grössesten Theils wo nicht Ganz Fabrikenar„beit, doch wenigstens nur (wieder mit einem französischen Ausdruck): à autant la feuille.“ — Ich habe oben einige Männer angeführt, deren Arbeiten dies harte Urtheil doch wohl nicht verdienen; ich könnte deren noch mehrere nennen — was würde es helfen? Es gehört mit zu der gelehrten Charlatanerie, keinem, der nicht mit uns auf einen Ton gestimmt ist, auch nur die mindeste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Zu demjenigen, was ich bisher von der Sucht, ausgebreitete Sprachkenntnisse zu zeigen und die Welt dadurch in Erstaunen zu setzen, gesagt habe, gehört die Stelle im Menken S. 127. „Nun folgen diejenigen,“ sagt er, „welche andre zu bereden suchen, als ob „sie alle Sprachen mit einem Morgenbrode „hinuntergeschluckt hätten, und ohne Scheu „die Worte des Apostels auf sich deuten könn„ten: Ich danke meinem Gott, daß „er mich hat lassen mit eurer aller „Zungen reden.“ —

Nur noch zwei Beispiele dieser Art will ich unter der Menge dererjenigen, die hieher gehören, anführen. Ein Gelehrter, der viele gründliche Wissenschaften besaß, aber durchaus unwissend in der hebräischen Sprache war, ließ, um diese Lücke in seinen Kenntnissen zu verbergen, wenn er etwas schrieb, durch einen Vertrauten an einer schicklichen Stelle einige hebräische Worte einschalten, die er ihm aber genau nach der Form der Buchstaben aufzeichnen mußte, um keinen Fehler zu begehen. Unglücklicher Weise wurde es doch durch ein Versehen des Setzers bekannt. — Ein andrer junger Mann auf einer berühmten Universität wollte Doctor werden, und ließ sich zu diesem Behuf eine sehr gelehrte Dissertation verfertigen, auf deren Titel das Wort Auctor mit großen Buchstaben prangte. Diese Schrift war mit griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen, arabischen, und wer weis was noch für andern Wörtern und Zeilen so durchaus bespickt, daß man hätte meinen sollen, dieser angebliche Auctor müsse ein wahres Wunder

von

von Gelehrsamkeit seyn. Gleichwohl war es stadtkündig, daß er kaum seine Muttersprache erträglich konnte, und das so prächtig ausstaffirte Werk diente zu nichts, als die klägliche Beschaffenheit seines Verstandes in ein noch helleres Licht zu setzen.

Dies sei genug von der Sprache. Nun zu den übrigen Gegenständen, worin sich die Charlatanerie der Gelehrten heut zu Tage vorzüglich äußert. Hier verdienen den ersten Platz

Die allgemeinen Welt- und Sitten-Verbesserer.

Wer übertreibt, sagt nichts. Oder: Wer in seinen Behauptungen zu weit geht, bewirkt nirgends Ueberzeugung, folglich auch keine Besserung. Das ist eine so sichre, wahre, durch die Erfahrung überall bestätigte Regel, daß sie schlechterdings keine Ausnahme leidet. Möchten sie doch alle diejenigen merken und

ausüben, welche die Menschen bessern und belehren wollen! Aber diese Herren scheinen insgesammt sich verschworen zu haben, das Gegentheil zu thun, und schütten das Kind mit dem Bade aus. Man hat ihnen diesen Vorwurf schon oft gemacht, ohne jedoch etwas auszurichten, denn ihre Entschuldigung ist immer: Wenn sie nur gewöhnliche Farben zu ihren Schilderungen nähmen, so würden sie kaum einen vorübergehenden Eindruck bewirken, und das menschliche Herz müsse erschüttert werden, wenn es sich bessern solle. Ich dächte, der Fall wäre gerade umgekehrt. Ein Gemählde worin der Mensch sich selbst wieder erblickt, genau so wie er ist, wie er vor seinem Gefühl und Gewissen sich selbst nicht verläugnen kann, muß ihn, wenn er nicht ganz roh ist, wenigstens zum Nachdenken bringen — über jede Carrikatur wird er lachen. Und arten nicht jene Schilderungen größtentheils in Carrikatur aus? Gleichwohl sollen sie bessern. Daß dies die Absicht der Verfasser dererjenigen Schriften sei, welche gegen

die Laster, Schwächen und Thorheiten der Menschen zu Felde ziehen, läßt sich wohl nicht läugnen. Daß es aber nicht ihre einzige Absicht, sondern noch eine zweite da sei, und in dieser eben der Grund liege, warum sie so und nicht anders schreiben, ist eben so gewiß. Diese ist: Sie wollen den Ruhm erwerben, eine neue Bahn zu betreten, und auf derselben zuerst zu glänzen, noch nie gerügte Fehler, noch unentdeckte Schwächen zu zeigen, und zwar auf eine Art, wie noch keiner vor ihnen es that. Sie wollen Reformatoren seyn im weitesten Sinne des Worts, alle Flecken verwischen, alle Mängel ergänzen, und von den Trümmern der zerstörten Ungeheuer sich unvergängliche Trophäen errichten. Auf dem geraden Wege der Belehrung und sanften Zurechtweisung fürchten sie weniger in die Augen zu fallen, oder gar unbemerkt zu bleiben; sie wünschen aber, daß ihre Schriften allgemein gelesen, allgemein gekauft, sie selbst von der ganzen Welt angestaunt und bewundert, und als Sterne der ersten Größe

an dem Himmel der neuen Aufklärung betrachtet werden. Daher suchen sie alles hervor, um Aufsehen zu erregen, machen ein fürchterliches Geschrei über Dinge, die sehr unbedeutend sind, oder doch nur mit wenigen Worten abgethan werden könnten, schlagen mit beiden Händen drein, wo es an einem Fingerzeig genug wäre, stellen fürchterliche Vergleiche an, wobei einem im Anfang die Haut schaudert, da man doch bei näherer Untersuchung findet, daß die Sache bei weitem so arg nicht sei, sehen alles durch das Vergrösserungsglas ihrer Einbildung an, und stellen es so vor, ungeachtet sie die tägliche Erfahrung gegen sich haben, nehmen keine Rücksicht auf Umstände, Lebensart und Conventionen, (die wir doch, da wir einmal in und mit der Welt leben müssen, nicht ganz hintansetzen können) sondern werfen alles in eine Brühe, beschwören ihre Leser bei allem was heilig ist, daß sie sich doch von ihrem unausbleiblichen Untergang durch sie erretten lassen möchten, zu welchem Ende sie Beispiele

ersinnen und Scenen ausmahlen, die allerdings gräßlich, nur nicht immer wahr und natürlich, wenigstens so äußerst selten sind, daß daraus kein Schluß zu ziehen ist. Anstatt die gewöhnlichen und natürlichen Folgen, die jede Abweichung von Vernunft und Tugend nach sich zieht, lebhaft und eindringend zu zeigen, stellen sie die entsetzlichsten und grausenvollsten dar, die zwar unter zehntausend Fällen vielleicht einmal eintreffen können, aber eben um ihrer Seltenheit willen auf das menschliche Herz keinen Eindruck machen. Mit einem Wort: Sie übertreiben alles so sehr, daß sie ihren ersten Endzweck, zu bessern, gänzlich verfehlen, wofür sie sich durch das Aufsehen welches sie erregen, und welches nicht minder in ihrem Plane liegt, schadlos halten müssen.

Hieher gehört vor allen andern der bekannte Pädagog Salzmann. Er schrieb ein Buch über das menschliche Elend, eine gründliche Widerlegung aller dererjenigen, welche bisher geglaubt und behauptet hatten,

unsre Welt sei die beste; denn in diesem Werke ist alles zusammengehäuft, was unser Leben mühselig und beschwerlich zu machen fähig ist. Wenige Bücher haben so viel Glück gemacht als dieses, es ward mehr verschlungen als gelesen. Aber die Ursach? Weil es ein Roman ist. Man war begierig auf die Entwickelung von Karls und Henriettens Liebesgeschichte, man ergötzte sich an den immer abwechselnden, bisweilen sehr komischen Auftritten, wie z. B. der mit der Jüdin und der Nonne; aber um das, was eigentlich der Verfasser durch sein Buch bewirken wollte, bekümmerte man sich so wenig, als wenn es gar nicht da gewesen wäre. Man zeige mir die geringste Aenderung, welche dieses Buch hervorgebracht hat, das doch so allgemein gelesen wurde, so großes Aufsehen machte. Aber wie konnt' es auch eine Aenderung hervorbringen? Schon die Einkleidung, die der Herr Verfasser gewählt hat, ist so sonderbar, daß er sich nur Leser — und weiter nichts — versprechen konnte. War es ihm blos darum

zu thun, so hat er seinen Zweck erreicht. Das Werk ist, seiner ganzen Form nach, ein Roman — die Leute verlieben sich, heirathen ꝛc. — Dieser Roman hat aber das Eigenthümliche, daß alle Personen in ihren Briefen nur eine Materie abhandeln — das menschliche Elend. Allen stoßen Begebenheiten auf, die darauf Bezug haben, alle thun Vorschläge, alle wollen verbessern. Hierdurch mußte freilich dieses Buch sehr anziehend für diejenige Klasse von Lesern werden, die außerordentliche Begebenheiten und stete Abwechselung lieben; das war aber auch alles.

Viele Arten von Unglück und Elend sind freilich in diesem Werke zusammengetragen, so, daß wer dem Verfasser in allem unbedingt glauben wollte, die Liebe zum Leben verlieren müßte. Zum Glück ist es so sehr arg nicht. Denn die leidige Sucht zu reformiren hat Herrn Salzmann bisweilen so irre geführt, daß man sich wundern muß, wie dieser Mann sich selbst so sehr täuschen konnte. Es wäre freilich keine üble Sache, wenn man aus unsrer

Welt eine neue bilden könnte, worin vom Kleinsten bis zum Größten eitel Vollkommenheit herrschte; aber was wäre dann wohl leichter, eine ganz neue Schöpfung oder diese Umbildung? — Nicht zu gedenken, daß viele Uebel nothwendig, daß sie wirklich in unser Dasein verflochten sind, daß die menschliche Natur ihre Schranken hat, welche zu überschreiten ihr nicht erlaubt ist — wußte denn Herr Salzmann nicht, daß jedes wahrhaft Gute, fast jede Tugend sogar, zum Uebel wird, oder wenigstens Tadel verdient, wenn sie übertrieben wird? Und übertrieben hat er alle seine Schilderungen, von der ersten Blattseite bis zur letzten. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes um dieses einzusehen. Er hat sich ja recht bemüht, die Extreme jeder Sache zu zeichnen, den höchsten Mißbrauch statt des gewöhnlichen Gebrauchs anzuführen. Auf diese Weise tragen freilich viele Dinge zu Vermehrung des menschlichen Elends bei, und werden Uebel, die es an und für sich nicht sind, und der Herr Verfasser

hätte hundert Folianten mit dieser Materie anfüllen können, ohne sie zu erschöpfen. Wer sollte sich z. B. einfallen lassen, daß Tabakrauchen, Tabakschnupfen, und das Lesen der Journale und Zeitungen unter das menschliche Elend gehörten? Gleichwohl hat jedes derselben als solches seine eigne Rubrik. So, wie es der Verfasser geschildert hat, artet es freilich in Thorheit aus, aber im gemeinen Leben trift man es doch wohl in diesem Grad nur äußerst selten an; es hat folglich keinen Einfluß aufs allgemeine Wohl, und durch einen oder ein paar Thoren, die niemandem als sich selbst durch ihre Ausschweifungen schaden, und die man, wenn sie ihre Narrheit öffentlich zur Schau tragen, blos auslacht, nie nachahmt, wird die Summe des menschlichen Elends im Ganzen nicht vermehrt. Allein die Wuth alles zu verbessern, und den Namen eines allgemeinen Reformators zu erwerben, verdrängt jede kalte Ueberlegung, die in diesem Fall gerade am nöthigsten ist, wo es nicht blos darauf ankömmt, zu tadeln,

sondern hauptsächlich brauchbare Vorschläge zu thun, wie es zu ändern sei. Herr Salzmann thut auch Vorschläge, aber sie sind theils zu sehr aus der Luft gegriffen, theils lassen sie sich recht artig in der Studierstube aufs Papier hinschreiben, aber bei der Ausführung würden sie wohl sämmtlich scheitern. Dahin gehört was er von den militärischen Strafen sagt. Er hat ganz Recht, die Spitzruthen als eine abscheuliche Sache vorzustellen, wenn er nur gezeigt hätte, wie man, ohne grössere Uebel zu befürchten, auf eine andre Art einen großen Haufen meistentheils roher Menschen, die auf bloße Vorstellung wenig zu achten pflegen, im Zaum halten könnte. Denn was er von einem einzelnen Fall anführt, hat aufs Ganze keinen Einfluß. Aber wir brauchen ja gar keine Soldaten — Ja freilich, wenn der Verfasser die Kleinigkeiten aus dem Wege räumen kann, um deren willen die Fürsten stehende Armeen für nöthig halten, dann verdient er Altäre. — Seine Personen sind überdies fast alle an der Einbildung krank,

und sehen und träumen Dinge, die freilich kein andrer Mensch auf diese Art sieht, und so sind denn auch ihre Vorschläge größtentheils ausschweifend.

Von den wichtigsten Materien an, die wirkliches Elend betreffen, bis herab zu den geringfügigsten, die ein eingebildetes Uebel zum Gegenstand haben, ist alles in diesem Buche abgehandelt. Daher findet man Krieg, venerische Krankheiten, Todesstrafen, schlechte Verfassung der Schulen und Waisenhäuser, theologisches Examen, böse Wege, elende Wirthshäuser, Straßenraub, schlechter Wein beim Abendmahl, (wobei eine schreckliche Uebertreibung herrscht) Kartenspiel, Kleiderpracht, Haarbeutel, Perücken, Schlafröcke, Schnürbrüste, Heineccii fundamenta styli cultioris, Katechismen, Vocabelbücher, Dogmatiken, ꝛc. ꝛc. ꝛc. ja sogar Läuse als Ursachen des menschlichen Elends angegeben, die ausgerottet werden müßten. Wie diese letztern hieher kommen, weiß ich nicht; ich traute

kaum meinen Augen, als ich folgenden Brief las:

„Meine liebe Luise,

„Sie hatten ja, da Sie in meinem Hause „waren, ein so gutes Pulver für das Ungezie„fer. Dieß ist mir ausgegangen. Ich habe „mich nun seit einem Monat nicht kämmen „können, und es wird auf meinem Kopfe „so lebendig, daß ich mich nicht mehr be„helfen kann. Das Stochern mit der Zit„ternadel will nicht mehr helfen. Schik„ken Sie mir doch ja eine gute Portion „von diesem Pulver.“

Daß Läuse nun eben kein Beitrag zur menschlichen Glückseligkeit sind, will ich gern einräumen: in wiefern sie aber hier als Zuwachs zu unserm Elend angeführt werden, kann ich nicht begreifen, denn jeder vernünftige Mensch wird ja solche Gäste ohnehin nicht hegen, sondern sie so bald als möglich loszuwerden suchen. Der Verfasser bildet sich doch

nicht etwan ein, daß sie durch den Kopfputz der Frauenzimmer von selbst entstünden?

Bei dieser Gelegenheit will ich einen Punkt berühren, der hieher gehört. Salzmann, Hermes, und mehrere Reformatoren machen sich es zum Geschäft, gegen die Kleidung und den Putz des Frauenzimmers zu schreiben, um zu zeigen, daß sie in jede Brühe ihr Brod getunkt haben, und von allem zu reden wissen. Sie sprechen von muthwilliger Verunstaltung, von wahrer Verzweiflung, die ihnen den Gedanken eingiebt, sich so abscheulich zu kleiden, oder vielmehr zu verstellen. Recht haben sie hierin wohl überall, das wird ihnen schwerlich jemand absprechen können. Wenn sie aber doch bedächten, welch eine undankbare Arbeit es ist, gegen einen solchen Strom zu schwimmen — wenn sie bedächten, daß jeder Federzug hier verlohren ist, daß nicht Eine in diesem Stück sich ändert, und daß das Wort einer Modehändlerin und eines Friseurs hier weit vollgültiger für sie ist, als der Zuruf aller Gelehrten in der ganzen Welt. Sie

lesen dergleichen Stellen, und lachen darüber. Auch die Beste von ihnen denkt: Das muß ich besser verstehen. — Es gehört aber mit zur gelehrten Charlatanerie, zu zeigen, daß man auch Toiletten-Kenntnisse besitze.

Wenn ein Reformator gegen irgend eine Sache oder deren Gebrauch eifert, und einen rechten Trumpf darauf setzt, flugs kömmt ein andrer und zeigt, er könne wohl noch einen grössern Trumpf drauf setzen. Um dies zu erläutern, brauche ich nur ein Beispiel anzuführen. Schon seit geraumer Zeit hat man den Schnürbrüsten Fehde angekündigt, und sie mit Hitze geführt. Salzmann äußert mit einer handgreiflichen Uebertreibung: Er zweifele, ob durch den Krieg mehr Krüpel entstünden, als durch die Schnürbrüste. Das ist aber Herrn Hermes noch nicht genug. Denn er sagt: Diejenige Mutter, die Sömmerings Schrift gelesen hätte, und ihrer Tochter dennoch die Schnürbrust gestattete, dächte in nichts menschlicher als jene, die ihr Kind dem Moloch opferte. — Das heißt

doch, seinen Worten Gewicht geben. Ein verführtes Mädchen, das in der Stunde der Verzweiflung und im tiefsten Gefühl endlosen Jammers ihr neugebohrnes Kind umbringt, wird nach den Gesetzen geköpft. Eine Mutter, die ihrer Tochter eine Schnürbrust kaufte, müßte doch, dieser Behauptung zufolge, nun wenigstens gerädert werden. Wenn doch diese Herren einsehen wollten, daß alle dergleichen Uebertreibungen auch der reinsten Wahrheit schaden, und daß sie dadurch selbst die erste Hand anlegen, um ihre eignen schönsten Gebäude wieder zu zerstören! — Was die Schnürbrüste insbesondere anbetrift, so ist die Schädlichkeit des unüberlegten Gebrauchs derselben nicht zu bezweifeln, aber so sehr großes Aufheben verdient die Sache nicht. Ich habe das folgende aus dem Munde eines großen, verdienstvollen, praktischen Arztes, dessen Stimme in diesem Fall bei mir und bei jedem, dem Gründe willkommner sind als Geschrei, mehr gilt als die vereinigten Stimmen von hundert Reformatoren. Er sagte: Wenn

die Schnürbrust nicht eher angelegt wird, als dann, wenn die Theile, welchen sie schaden könnte, zu ihrer gehörigen und vollen Festigkeit gelangt sind, das ist höchstens im dreizehnten oder vierzehnten Jahre, und dann nicht übermäßig fest geschnürt, im Fall der Schwangerschaft aber die Schnürbrust sogleich verbannt wird, so schadet sie rein heraus — nichts. Dies Urtheil scheint mir um desto richtiger, da es durch eine ganze Nation gleichsam bestätigt wird. In England tragen unter den oberwähnten Einschränkungen die Frauenzimmer fast durchgehends Schnürbrüste, und man sehe bei weitem den größten Theil der Engländerinnen; welche Bildung, welcher Wuchs, welcher Gliederbau, welches Ebenmaas!

Noch Ein Punkt, um den sich die vereinten Bemühungen der Weltverbesserer herumdrehen — denn man braucht nur Einen zu lesen, so hat man sie, was die Hauptsachen betrift, alle gelesen. Dieser betrift das Selbstsäugen der Mütter. Wahr und richtig im Allgemeinen ist auch das, was darüber gesagt

sagt wird; allein auch hier wird die Uebertreibung schädlich. Es ist Pflicht der Mutter, ihr Kind selbst zu säugen; aber Fluch und Verdammniß verdienen doch diejenigen nicht, die es unterlassen, wenn sie sonst ihre Kinder nicht muthwillig vernachlässigen. In vielen tausend Fällen ist das Selbststillen unmöglich, und das könnte es doch nicht seyn, wenn es eine unwiderrufliche Vorschrift der Natur wäre. Denn die Natur hat uns nichts versagt, was zu unsrer Erhaltung auf dieser Lebensreise unumgänglich nothwendig ist. Wozu also die schrecklichen Schilderungen der Folgen, die fürchterlichen Drohungen für diejenigen, die es nicht thun? Wo sanfte Ermahnungen und Gründe nichts fruchten, werden jene noch viel weniger ausrichten. Salzmann läßt einmal seinen Carlsberg auf einem großen Ball ein Frauenzimmer von Stande, die ihr Kind nicht selbst säugt, fragen: Vermuthlich haben Sie böse Brüste? Unter solchen Umständen eine solche

Frage zu thun, muß man ein wahres Ungeheuer seyn.

Ueberhaupt hat bei diesen Schriftstellern ein Ton überhand genommen, der wohl schwerlich einer der besten ist. Der berühmte Göthe legte seinem Götz von Berlichingen eine Redensart in den Mund, die zwar freilich nicht unter die anständigen gehört, und deren sich wohlgezogne Personen nicht bedienen. Indessen war er sehr zu entschuldigen. Denn in jenem rohen Zeitalter, das er so treflich schildert, war ein solcher Ausdruck, besonders unter Kriegsleuten, nichts weniger als unschicklich oder auffallend. Dies erzeugte jedoch eine gewaltige Spaltung. Denn nun kam ein Troß von Nachbetern, denen es an nichts fehlte als an gesunder Beurtheilungskraft, und die, wie gewöhnlich, nur das schlimmste nachahmen. Diese schrieen aus vollem Halse: Das ist schön gesagt! So muß man schreiben! Natürlich und kräftig! Keine Künsteleien, keine erborgten Zierrathen! Die Sprache der Natur muß wieder

hergestellt werden! Aus dem gemeinen Leben muß der Schriftsteller seine Charaktere nehmen, nicht wie sie der Philosoph auf dem Katheder zeichnet! — Und nun schmierten sie in die Welt hinein, daß es ein Gräuel war. Sie meinten, wenn sie die gröbsten Schweinereien ohne alle Hülle hinwarfen, das wäre Natur und Wahrheit, und trieben dies Unwesen so lange fort, bis Niemand ihre Produkte mehr lesen mochte; dann hörten sie von selbst auf. — Auf der andern Seite hatte der obgedachte Ausdruck die zarten Nerven der Empfindler beleidigt. Die ganze Sekte rief: Pfui! Das ist häßlich! Wie kann man nur so etwas schreiben? Sie rümpften die Nasen, und gingen davon. Zu ihrer Parthei schlug sich ein Heer Satyriker, die keine Gelegenheit vorbei lassen, wo sie ihre Stacheln zeigen können, ohne allemal zu wissen, ob sie Ursach dazu haben oder nicht. Diese machten die Sache auf alle ersinnliche Art lächerlich, die von allem Anfang des großen Aufhebens nicht werth war. — Dies alles ist nun längst vorbei, und

jeder gute Schriftsteller fühlt die Pflicht, anständig mit seinem Publikum zu sprechen, und alles zu entfernen, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, ohne darum in Ziererei zu verfallen. Der Ton aber, dessen sich diejenigen bedienen, die die Welt von ihren Fehlern reinigen wollen, scheint mir jedoch nicht sehr empfehlungswürdig zu seyn. Sie reden von bösen Brüsten, von Pflastern auf denselben, vom Unrath der Kinder, von Eiter, vom Schindanger, von Läusen u. d. g. Dahin gehört die höchst widrige Beschreibung der Bestandtheile einer Frauenzimmerfrisur, und die noch viel schlimmere des Chirurgus, der die Krebsschäden und venerischen Krankheiten kurirt, und alsdann den Bart putzt, im Carl von Carlsberg. „Wenn ich doch Stroh „hätte, meine Läuse zu verbrennen," sagt ebendaselbst eine Gastwirthin. — Nun frage ich jeden Unpartheiischen, ob dies alles nicht äusserst ekelhaft, und weit ärger ist, als der rasche Ausdruck jenes aufgebrachten Kriegsmanns? Sie sagen zwar, man müsse von

solchen Dingen gerade so und nicht anders schreiben; ich kann mich aber davon nicht überzeugen.

Diese neuern Herren Reformatoren zeichnen sich noch durch zwei Dinge so hervorstechend aus, daß man sie unmöglich verkennen kann. Erstlich suchen sie bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Person zu lenken, Bewunderung zu erregen, und sich als Muster darzustellen; daher sie auch, so oft es nur thunlich, und öfter als es schicklich ist, von ihrem werthen Ich zu reden pflegen. Sie preisen ihre Schriften als die einzigen lesenswürdigen an, und fast in jedem ihrer Werke findet man eine vielversprechende Ankündigung eines folgenden, zu dessen Anschaffung sämtliche Leser feierlichst eingeladen werden. Zweitens suchen sie ihre Lieblingsgrundsätze für allgemein anzuerkennende Wahrheiten auszugeben, und jedem gleichsam aufzudringen. Sie schreien wohl gar Ach und Weh über diejenigen, die sich es einfallen lassen, einen andern Weg zu gehen,

als den sie vorgezeichnet haben. Egoismus und Selbstgenügsamkeit ist ihr eigenthümlichster Charakter.

Diejenigen, welche nun zunächst in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, sind

Die Pädagogen.

Fast alles was von den Reformatoren gesagt worden ist, paßt auch auf diese; ich werde daher nur wenig hinzuzusetzen nöthig haben. — Von mir allein geht Licht aus, und meine Strahlen wärmen die Erde — Dies ist das Motto eines jeden Erziehers. Daß wir seit einiger Zeit große Fortschritte in dieser äußerst schweren Kunst gethan haben, ist nicht zu läugnen; daß aber auch nicht alles Gold ist, was man dafür ausgiebt, weil es glänzt, darf man eben so wenig bezweifeln. Die Natur des Erziehungsgeschäftes bringt es mit sich, daß der Mann, der sich dessen unterzieht, sonder Tadel sei, vollkommen sogar, in so hohem Grade, als

dem Menschen verstattet ist dies zu seyn. Eine große Forderung, aber keine unbillige, deren Erfüllung man weit öfter wünschen muß, als man sie wirklich befriedigt sieht. Nicht blos die Worte des Erziehers, seine Methode, seine Regeln und Anweisungen müssen gut und brauchbar, sondern hauptsächlich auch seine Werke müssen vorwurfsfrei, und sein Betragen ein Muster zur Nachbildung für seine Zöglinge seyn. In einem weit höhern Grade wird dies von ihm erfordert, als selbst vom Prediger. Dieser ist dazu bestimmt, die Lehren der Religion seiner Gemeinde vorzutragen, und ihr den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen. Unmöglich aber kann er, nach den sehr verschiednen Begriffen der Menge, es allen recht machen. Viele hören auch seine Lehren aus Gewohnheit, oder aus Politik, um nicht von andern verdammt zu werden, blos an, ohne sich weiter um den Mann selbst zu bekümmern, der sie ihnen giebt. Ein Erzieher aber muß seine Untergebnen leiten, er ist es, auf den ihrer aller Augen

gerichtet sind, mit dem sie täglich genauen Umgang pflegen, den sie folglich ganz durchschauen, über den sie die Urtheile andrer sammeln und mit einander vergleichen, und der folglich durch die kleinste Blöße die er giebt, bei denen wenigstens etwas verliert denen er alles seyn soll. Und wer kennt nicht den bewundernswürdigen Scharfsinn der Kinder, die Schwächen ihrer Eltern und Lehrer zu entdecken, und sich dieselben zu Nutzen zu machen? Schon die Lehrer an öffentlichen Schulen, deren Zweck weit weniger Erziehung, als Unterricht und Vorbereitung zu höhern Wissenschaften ist, werden, bei aller Gelehrsamkeit die sie übrigens besitzen mögen, durch Pedanterie, Stolz, Eigendünkel und lächerliches Betragen ihren Schülern verhaßt, und können weit weniger Nutzen stiften, als sie sonst thun würden — wie viel mehr die Vorsteher dererjenigen Institute, die hauptsächlich der Erziehung der Jugend gewidmet sind, und als solche im Posaunenton der Welt angepriesen werden? Es giebt berühmte Päda-

zogen, denen man nicht blos kleine Fehler und Schwächen, sondern wirkliche Laster mit Grunde vorgeworfen hat. Wie ist es möglich, daß die ihnen anvertrauten Zöglinge würdig gebildet werden können? Wer sich buchstäblich an die großen Versprechungen hält, mit denen diese Herren sehr freigebig sind, wird fast immer getäuscht werden; man kann sich Glück wünschen, wenn sie nur zur Hälfte erfüllt werden. Nach den Früchten muß man den Werth ihrer Bemühungen und ihren eignen beurtheilen, und gewiß, nie kann derjenige Pädagog, der seinen Pflichten in ihrem ganzen Umfange redlich Genüge leistet, von seinen Zeitgenossen und Nachkommen hoch genug geschätzt, ihm Dankbarkeit genug erzeigt werden — denn das schwerste, das wichtigste Amt ruht auf seinen Schultern. Wo man aber Nebendinge, wohl gar Spielereien, zu Hauptsachen macht, in dem Aeußerlichen, in einer besondern Tracht der Zöglinge einen großen Vorzug sucht, da können wohl schwerlich jene hohen Zwecke erreicht werden.

Was bei Menken in der Note S. 149. von den Monatschriftstellern gesagt wird, paßt so ganz auf einige unsrer heutigen Pädagogen, daß ich nicht unterlassen kann, die Stelle hieher zu setzen. „Einige," heißt es daselbst, „erhalten bei ihrer Verrichtung großer Herren Pensionen, auch von geringern Personen „allerhand Verehrungen, so daß sie vermögend sind, große steinerne Häuser dadurch „zu erwerben, andrer Vortheile zu geschweigen." — Stolz und Eigennutz leuchten so sehr aus den Unternehmungen vieler Pädagogen hervor, daß man seinen Unwillen darüber oft nicht bergen kann. Ich habe schon der großen Versprechungen erwähnt. Sie lassen dieselben in öffentliche Blätter einrücken, oder streuen sie in besondern Avertissements überall aus. Freilich wär' es besser, weniger zu versprechen und mehr zu leisten; aber dann, fürchten sie, möchten die Eltern und Vormünder sich nicht so sehr zu ihrem Institute drängen, und für ihre Kinder die großen, bisweilen übertriebnen Pensionen bezahlen,

die sie fordern. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth — das ist unwidersprechlich; und ein guter Erzieher um desto mehr, da seine Verdienste um die Menschheit wirklich unschätzbar sind, und besser erkannt und belohnt werden sollten, als die sehr entbehrlichen Talente eines müssigen Hofschranzen, den sein Fürst füttert, um Staat mit ihm zu machen. Dennoch aber ist es äußerst auffallend und für das Gefühl beleidigend, wenn man findet, daß ein Pädagog, ein Mann der seine Schwächen am besten bemeistern sollte, um der Welt auch nicht die kleinste Ursach zum Tadel zu geben; wenn ein solcher Mann, sag' ich, seinen Eigennutz selbst zu sehr merken läßt, und zeigt, daß es ihm zwar um Erziehung der Jugend und Besserung des Menschengeschlechts zu thun sei, nebenher aber auch nicht weniger um Titel, Ehrenstellen und Güter — er, der bei allem Rang und Reichthum, womit man ihn überschütten könnte, doch den größten Lohn in seinem Herzen finden muß, in dem Bewußtsein, alles Gute ge-

than zu haben, was in seinen Kräften stand. — Es giebt würdige Männer, die ohne einiges Geräusch, ohne Ansprüche auf allgemeine Bewunderung, ohne Theil zu haben an jenen Unternehmungen, die nur dazu dienen sich bemerken zu machen, ohne Streit, Kampf und Federfechterei, die gemeiniglich mit jenen Unternehmungen verknüpft sind, in ihrem kleinern, aber gewähltern Cirkel, sich der Erziehung und Bildung der Jugend widmen, und alle ihre Kenntnisse aufbieten, um ihr nützlich zu seyn. Die Namen dieser Edlen werden weit seltner genennt, als die jener Erzieher von großem Ruf; sie begnügen sich mit dem Beifall einiger wenigen, die ihre Verdienste zu schätzen wissen — und gleichwohl sind sie es, die die gerechtesten Ansprüche auf die Vortheile hätten, die jenen zu Theil werden, und die sie oft als einen Zoll der ihnen gebührt an sich zu reißen trachten. Zwar können Segen der Menschheit und inneres Gefühl Gutes vollbracht zu haben, auf der einen Seite, neben Rang und Reichthum auf

der andern, als Belohnungen sehr wohl beisammen stehen — wer fühlt aber nicht, bei übrigens gleichen Talenten, den Vorzug der erstern?

Wem sind die Bemühungen eines Campe in der Pädagogik unbekannt? Er hat durch seine zahlreichen Schriften unstreitig vielen Nutzen gestiftet, und für sich selbst manchen Vortheil dabei eingeerndtet. Bei dem großen Aufsehen, das er machte, konnte es aber nicht fehlen, er mußte auch in Streitigkeiten gezogen werden, die freilich ein Erzieher unter allen Gelehrten am meisten zu vermeiden suchen sollte, weil sie ihm am meisten schaden und seinen Charakter leicht in ein zweideutiges Licht stellen können; denn, wenn auch die Sache aufs beste geht, etwas bleibt immer auf jeden der beiden Streiter haften, und jede Parthei hat ihre Anhänger; und Herr Campe war bisweilen in sehr hitzige Fehden verwickelt, wo seine Gegner nicht blos seine Meinungen, sondern auch seine moralischen Grundsätze angriffen, und ihn unter andern

auch des Eigennutzes beschuldigten. Ungeachtet er nunmehr, als Vorsteher einer großen Buchhandlung, mit Geschäften überhäuft seyn muß, fährt er dennoch fort, durch Erziehungsschriften die Jugend zu belehren. Ob aber diejenige Methode, deren er sich bedient, gerecht und billig sei, indem er Werke andrer Gelehrten beschneidet, abkürzt, verändert, auch ihnen bisweilen etwas zusetzt, um sie zu seinen Absichten zu gebrauchen, und sie dem Fassungsvermögen der Jugend angemessener zu machen, wäre wohl sehr zu bezweifeln. Als Erzieher kann er hierin wohl schwerlich zum Muster dienen, wohl aber als Mann, der seine Geschäfte mit großer Klugheit zu seinem Vortheil zu betreiben weis.

Von jenen Männern, die ohne Geräusch, ohne ökonomische oder ehrgeizige Rücksicht auf sich selbst, aber vielleicht zu desto grösserm Nutzen derer, denen ihre Bemühungen gewidmet sind, den Samen ausstreuen, von dem sie einst herrliche Früchte erwarten, sei es mir erlaubt nur Einen zu nennen. Dies

ist Weisse. Dieser verehrungswürdige Mann hat im Stillen mehr gethan, als viele seiner nach Bewunderung geizenden Zeitgenossen. Findet man wohl in den mit großem Pomp der Welt angekündigten Elementarwerken mehr, als in seinen Schriften, die im bescheidensten Gewand erschienen? Viele haben aus ihm geschöpft, die lieber alles, was aus ihrem Munde kömmt, für unerhörte Weisheit ausgäben. Und was ist denn in der Erziehungskunst großes gethan, wozu man in seinen Schriften nicht wenigstens die Grundlinien, oft auch wohl etwas mehr, findet? Ohne Auskramung von Gelehrsamkeit, ohne Ansprüche auf Vergötterung, lehrte er wie ein wahrer Weiser, entwarf nicht unausführbare Projekte, sondern bewies jedem unwidersprechlich, daß alles was er vorschlug, was er durch Beispiele erläuterte, ausgeübt werden könne, und übte es zum Theil im Cirkel seiner Familie selbst aus. Und, was das meiste ist, er ist nicht blos Lehrer, er ist auch Muster für alle diejenigen, deren Ge-

schäft Bildung und Belehrung der Jugend ist, so wie für diese letzte selbst. Auch der strengste Beurtheiler konnte nie an seinen Handlungen etwas tadelnswürdiges finden, seinen Charakter nie verdächtig machen; er gab nicht den entferntesten Anlaß dazu. Möchten alle diejenigen, die seine Talente besitzen, gleichen Gebrauch davon machen! Möchten sie sich wenigstens in der Bescheidenheit Weissen zum Muster nehmen! —

In einem Punkt besonders vereinigen sich die Bemühungen aller Pädagogen — dieser betrift die Onanie. Er ist äußerst wichtig, er verdient die größte Aufmerksamkeit. Wer dieses Seelengift ausrotten könnte, verdiente auf der höchsten Staffel der Menschheit zu stehen. Aber kann man nicht auch des Guten zu viel thun? Hier wenigstens scheint es mir der Fall zu seyn, daß durch zu vieles Schreiben, durch zu häufige Warnungen, und durch allzu weitläuftige Erläuterungen in dieser äußerst delikaten Sache mehr Schaden als

Nutzen

Nutzen gestiftet werde. Sollte nicht vielleicht mancher Knabe eben durch die zu öftere Erwähnung dieses Lasters erst zu demselben verführt werden, oder sich noch tiefer darein stürzen, als er sonst nicht gethan hätte? Denn wo ist das nitimur in vetitum stärker und sichtbarer als in der frühern Jugend? Besonders wo das Uebel, wie hier, nicht unmittelbar darauf folgt. Etwas besseres als Tissot darüber zu schreiben, ist wohl nicht leicht möglich. Man sollte daher, meiner Meinung nach, die ich jedoch Niemanden aufdringe, von diesem Gräuel in Büchern, welche der Jugend in die Hände fallen können, oder gar für dieselbe geschrieben sind, weniger deutlich sprechen, den Lehrern und Aufsehern der Kinder aber eine Anweisung geben, wie sie sich dabei zu verhalten haben, welches auch schon hin und wieder geschehen ist. Wiewohl ich glaube, daß auch jeder nur halb rechtschaffene Mann, dem dieses wichtige Geschäft anvertraut ist, sein möglichstes thun wird, diesem Uebel auf so eine Art zu steuern, wie

sie dem Charakter seiner Zöglinge am angemessensten ist.

Einen großen Beitrag zur gelehrten Charlatanerie liefern

die Geschichtschreiber und Biographen.

Unter den letzten hat der berühmte Trenk in den neuesten Zeiten das größte Aufsehen gemacht. Als sein Leben erschien, konnte das lesbegierige Publikum kaum befriedigt werden. Man riß sich die Exemplarien aus den Händen. Zwei Buchhändler stritten sich um das Verlagsrecht, und beide machten einen starken Absatz. In den verschiednen Zusammenkünften von Personen des höchsten so wohl als des niedrigsten Ranges, bei allen Besuchen, auf allen Caffeehäusern, war Trenk die einzige Materie des Gesprächs. Kaum hatte man einander begrüßt, so war die erste Frage: Haben Sie Trenks Leben gelesen? Männer bewunderten, Weiber be-

weinten ihn. Seine Schicksale sind allerdings sehr merkwürdig und lehrreich; nur hätte er sie nicht selbst beschreiben sollen. Der Ton, der in dieser Schrift herrscht, ist der widrigste den man nur finden kann. Außer daß er erst hätte deutsch lernen sollen, um ein deutscher Schriftsteller zu werden — und unter diese muß man ihn doch rechnen, da er nicht allein die Geschichte seines Lebens, sondern auch weit mehrere Werke geschrieben hat — und daß man beim Lesen derselben oft in die Zeiten der asiatischen Banise versetzt zu seyn glaubt, findet man fast auf allen Seiten übertriebnes Selbstlob, Betheurung seiner Unschuld, und die bündigsten Versicherungen, daß alles, was er niedergeschrieben, bis auf den kleinsten Umstand die reinste Wahrheit sei. Was den letzten Punkt betrift, so ist ihm hin und wieder schon mancher Einwurf gemacht worden, dies gehört aber hieher nicht. Es ist eine ausgemachte Wahrheit in der litterarischen Welt, daß alles was Aufsehen macht Nachahmer findet. Die ganze Lesewelt hätte

lieber lauter Lebensbeschreibungen à la Trenk gehabt; Schade nur daß es wenig solche merkwürdige Menschen gab. Doch erschienen einige ähnliche Schriften. Dasjenige aber, was im Trenk den größten Tadel verdiente, das unaufhörliche Lobpreisen seiner selbst, ward von andern Schriftstellern am meisten nachgeahmt, nur auf eine weniger auffallende Art; wovon ich in der Folge noch einiges anführen werde.

Ganz neuerlich ist vor den Augen der Welt eine Scene gespielt worden — und sie dauert zum Theil noch fort — welche die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auf sich gezogen hat. Wer kennt Bahrdten nicht? Diesen durch seine Schriften so berühmten, durch seinen Wandel so merkwürdigen Mann? Seine letzten Schicksale, seine Verhaftnehmung wegen einiger gegen das Königlich Preußische Religionsedikt erschienenen Schriften, und wegen der Theilnahme an der berüchtigten deutschen Union, seine darauf erfolgte Gefangenschaft, sind

noch in frischem Andenken. Noch ehe dies geschah, hatte er den Entschluß gefaßt, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Zwar nach dem Inhalt der ersten Ankündigung war es ein Andrer, der sie der Welt mittheilen wollte, aber wie man schon damals muthmaßte, und wie man jetzt gewiß weis, war es niemand anders als er selbst. Schon das ganze Unternehmen war sonderbar. Ein Mann von Bahrdts Alter, von seinem Temperament und Charakter wollte sein eignes Leben schreiben. Jedem mußte einfallen, daß er künftig noch eben so viele Thorheiten begehen könne als er bereits begangen, daß er noch eben so viele Seitensprünge machen könne als er gemacht hatte, daß er folglich noch eben so sonderbaren Schicksalen unterworfen seyn würde als er schon erduldet, und eben so viel Aufsehen machen als er immer gemacht hatte. Es waren und blieben also höchstens nur Fragmente zu seiner Lebensgeschichte, die erst nach seinem Tode ergänzt werden konnten; bis dahin mußten sich die

Leser gedulden. Aber Bahrdten, der, wie er selbst überall gesteht, blos ums Brod schreibt, war es einerlei, ob jemanden mit diesen Fragmenten etwas gedient war oder nicht, wenn ihm nur sein Manuscript gut bezahlt wurde. Doch ehe noch das Buch geschrieben werden konnte, kam er, wie ich bereits erwähnt habe, in Arrest, in welchem ihm lange Zeit hindurch der Gebrauch von Feder und Dinte gänzlich untersagt war. Dies war ein harter Schlag. Denn nun konnte er nicht schreiben, folglich kein Geld verdienen, und die versprochne Geschichte seines Lebens, von der er sich sehr beträchtliche Vortheile versprochen hatte, gerieth ins Stokken. Gleichwohl mußte sie geschrieben werden, denn es war bereits Pränumeration angenommen worden, und Bahrdts trauriges, wiewohl nicht ganz unverdientes Schicksal, welches gerade in diesen Zeitraum fiel, und die allgemeine Neugierde, was für ein Ende das nehmen würde, verursachte häufigere Nachfrage, als sonst vielleicht geschehen

wäre. Ein andrer Gelehrter, Bahrdts Busenfreund und Mitgehülfe in manchen kitzlichen Angelegenheiten, der überdies bei der Herausgabe dieses Werks persönlich interessirt war, übernahm nun die Arbeit, und schrieb Bahrdts Leben. Während dieser Zeit aber erlitt die heiße Freundschaft dieser beiden Herren einen tödtlichen Stoß, sie zerfielen wegen Geldangelegenheiten mit einander, und trennten sich auf eine Art, die ihren Ruf zwar vergrösserte, aber nicht verbesserte. Sie führten ein Schauspiel auf, wie man zwischen Gelehrten und Schriftstellern wohl noch keins gesehen hatte, und das jedem unpartheiischen Zuschauer merkwürdig seyn mußte. Bahrdt, der nach Magdeburg gebracht worden war, und wieder schreiben durfte, bewirkte nunmehr die Gefangennehmung seines ehemaligen Freundes und Bundsgenossen, und kündigte sein Leben von ihm selbst geschrieben an. Nun erschienen Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, die lustig zu lesen waren. Einer be-

züchtigte den andern des Diebstahls, des Meineids und andrer grober Verbrechen, dieser ließ sich nicht ungestraft schimpfen und entdeckte wieder sehr artige Sächelchen von jenem. Unterredungen, die sie zu der Zeit, als ihre Herzen sich freundschaftlich gegen einander ergossen, gepflogen hatten, wurden offenbart, die geheimsten Briefe, die sie einander geschrieben hatten, zur Schau dargelegt, und hätte einer von dem andern einen Mord gewußt, er wäre nicht verschwiegen geblieben. Die ganze Sache artete also in einen gelehrten Faustkampf aus, der mit nicht geringer Hitze geführt wurde. Wer von beiden Partheien das meiste Recht oder Unrecht hat, vermag ich nicht zu entscheiden, und ich glaube nur sehr wenige werden es können. In einem solchen Zwist hat immer jeder so viel vor, und so viel wider sich, daß beide Theile gegen einander aufheben können, ohne ihren Rechten eben sehr viel zu vergeben. — Dies alles hinderte nicht, daß jeder auf seinen Vorsatz beharrte, Bahrdts Leben zu schreiben, und

wir haben nun wirklich zwei, eins von ihm selbst, und das andere von seinem ehemaligen Freunde und jetzigem Widersacher. Von beiden ist der erste Theil erschienen. Jeder der beiden Verfasser sucht, wie man sich leicht denken kann, das Publikum vor sich einzunehmen — es ist freilich eine große Frage, ob dieses sich so sehr für die ganze Sache interessiren wird, als sie vermuthen. Jeder ruft einmal über das andre: Mein Werk ist das beste. Jeder verspricht, die reinste Wahrheit zu schreiben, und Bahrdt insonderheit ruft Gott sehr andächtig zum Zeugen an, daß er alles getreulich darstellen, nichts verheelen, und sich ganz wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Schwächen, schildern, und eine Biographie liefern wolle, wie es noch keine giebt. So buchstäblich wird er sich nun wohl nicht an sein Versprechen binden. Jeder schimpft auf seinen Gegner, und sucht ihn zu verkleinern. Natürlich widersprechen sie einander in vielen Punkten geradezu; was der eine Leichtsinn und Schwachheit nennt, schildert

der andre als Bosheit und Verbrechen; zu dem was der eine als Thatsache erzählt, liefert der andre Gründe und Folgen, die jener nicht zugiebt, und wenn beide Werke geendigt sind, werden wir zwei Biographien von einem und demselben Manne haben, die einander so unähnlich sind wie ein Neger und ein Europäer. Der Leser mag dann wählen, welcher er Glauben beimessen will. Wahrscheinlich ist die Hauptabsicht beider Verfasser schon erreicht, wenn sie durch ihre Werke sich selbst viel reellen Nutzen schaffen.

Das Werk: Ueber Friedrich den Großen, und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode, von dem Ritter von Zimmermann, ist allgemein bekannt. Es sind mancherlei Urtheile darüber gefällt, es sind sogar ziemlich treffende Satyren darüber geschrieben worden; dem ungeachtet muß ich es wieder anführen und einige Worte davon sagen. Denn wenn irgend ein Buch hieher, nämlich in eine Abhandlung von der Charlatanerie

der Gelehrten gehört, so ist es dieses. Wäre das Werk überschrieben: Ueber mich, bei Gelegenheit meiner Unterredungen mit Friedrich den Großen ꝛc. so würde der Inhalt dem Titel mehr entsprechen. Die ganze Schrift dreht sich zwischen auffallenden und sonderbaren, dem König gesagten Schmeicheleien, und zwischen Winken und sehr deutlichen Fingerzeigen, die eigne Wichtigkeit des Autors betreffend, herum. Es ist eine eigne Sache um Lob und Schmeichelei. Loben muß man alles was lobenswürdig ist — das ist wohl keine Frage. Aber Jemanden das Lob ohne Umstände ins Gesicht werfen, ist, wär' es auch noch so verdient, Schmeichelei, und zeigt von sehr geringer Feinheit der Empfindung, sowohl von Seiten dessen, der dieses Lob oder diese Schmeichelei sagt, als dessen, der sie ruhig hinnimmt. Unmöglich konnte der in jedem Betracht große Friedrich dieses thun. So wenig er Tadel vertragen konnte, so gewiß äußerte er seinen Unwillen, nicht wenn man ihn auf eine feine Art, aber

wenn man ihn plump lobte. Herr von Zimmermann sagt ja selbst: „Die Schmeiche„lei hätte sich sehr listig verstecken müssen, „wenn sie sich Friedrich dem Großen hätte „nähern wollen.“ Daß er gleichwohl die Schmeicheleien des Herrn Ritters so ruhig anhörte, ohne etwas darauf zu erwiedern, zeugte von seinem sehr kranken Zustande, und von der Furcht, den Arzt, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, zu beleidigen. Wie jene Aeußerung des Herrn von Zimmermann zu folgenden Stellen passe, mögen die Leser entscheiden: Er sagt zum König, bei Gelegenheit da dieser eine Fenstergardine nicht will zuziehen lassen: „Ew. Majestät haben immer „um sich her, in der Nähe und Ferne, Licht „verbreitet.“ Der König kennt das Städtlein Brugg, den Geburtsort des Verfassers, nicht; dieser antwortet: „Es ist der Ort, „wo mir die Siege und Schicksale Euer Ma„jestät oft den Schlaf benahmen.“ Der König sagt: „Ich verlache alle diese Narrhei„ten“ (der Alchymie und Theurgie). Jener

macht die Bemerkung: „Das Lächeln eines „Königs ist oft das beste, und immer das „mildeste Gesetz.“ Eine Schmeichelei die nicht einmal einen vernünftigen Sinn giebt; denn wie werden diese Gesetze publicirt? und welche verbindende Kraft haben sie? Der König, der sich nach der ihm gegebnen Arznei sehr wohl befindet, ist äußerst zufrieden mit Herrn von Zimmermann, und sagt zu ihm: „Sie thun Wunder.“ Ein Ausdruck der im menschlichen Leben sehr häufig vorkommt, daher es lächerlich seyn würde, wenn man ihn buchstäblich nehmen wollte. Herr von Zimmermann aber faßt ihn sogleich auf, und erwiedert: „Wunder habe ich nie „gethan, werde sie nie thun, und glaube an „keine, als an diejenigen, die Euer Majestät „im siebenjährigen Kriege thaten.“ — Diese Stellen werden hoffentlich zum Beweise dessen was ich sagte hinlänglich seyn.

Nun zu einigen von denen, wo der Herr Verfasser sich selbst in ein Licht stellt, das die Augen aller seiner Leser blenden soll. Die

Bemerkung, daß der König ihn weder Er, noch Ihr, noch Du nennte, weil er französisch mit ihm sprach, ist sehr wichtig. Daß er selbst das Wort Vous Sie übersetzt, wird ihm wohl niemand verargen; aber daß er das Publikum auf eine so gesuchte Art aufmerksam darauf macht, ist — zum mindesten — Charlatanerie. Bekanntlich nennte Friedrich der Große seine Generale, seine größten Staatsminister, die Stützen seines Reichs, ohne Ausnahme Er. Wie würde er nun wohl dieses Vous, dessen er sich gegen den Herrn Ritter bediente, übersetzt haben? — Der Verfasser sagt nun ferner seinen Lesern: Der König habe ihn häufig mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, sogar mon ami genennt — er behauptet: Zu grösserer Ehre könne kein Arzt in der Welt gelangen — Der König (dieser in allem was Staatssachen betraf so äußerst zurückhaltende Monarch, von dem Herr von Zimmermann selbst erzählt, daß er einst gesagt habe: Ich wollte mein Hemd verbrennen, wenn es wüßte

was ich weiß) entdeckt ihm mit einer erstaunenswürdigen Offenheit sehr wichtige Dinge im Vertrauen — Er hält mit ihm eine ordentliche Fürstenrevüe, und haut bisweilen so gewaltig ein, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopfe bis zu den Beinen spaltet — Der König sagt zu einigen Herren vom Hofe, und Herr von Zimmermann erzählt es: Zimmermann ist ganz und gar kein Charlatan; er ist ein ganz anderer Mann als alle Aerzte die ich kenne. Man kann mit ihm sprechen, worüber man will. Ich bin ihm Dank schuldig, und bin unendlich mit ihm zufrieden — Ihm selbst sagt der König: Sie machen sich merkwürdig bis auf den letzten Augenblick Ihres hiesigen Aufenthalts. — Herr von Zimmermann versäumt auch keine Gelegenheit, wo er zeigen kann, in welcher genauen Verbindung er mit der Kaiserin von Rußland steht. Er wird um Gottes willen gebeten, eiligst an sie zu schreiben, um sie vor den Jesuiten zu warnen — Er sagt: Nie kann Rußland weniger

in Gefahr kommen als anitzt, da der Divan faselt, da die furchtbarsten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge sind, und da die erhabene Monarchin dieses größten Reiches auf Erden am vierzehnten December 1787 mir so ganz natürlich schrieb ꝛc. In den beiden ersten Punkten liegt allerdings ein Grund zur Sicherheit für Rußland, aber in dem letzten, nämlich daß die Kaiserin an Herrn von Zimmermann geschrieben hat, wohl schwerlich, und der Inhalt des Briefes selbst giebt auch keine Gewährleistung dafür. — Er erzählt ferner, daß ihn die Kaiserin durch ihren Gesandten in Hamburg habe einladen lassen, nach Petersburg zu kommen, um ihn persönlich kennen zu lernen.

Niemand wird an dem zweifeln, was der Herr von Zimmermann in diesem Werke geschrieben hat; aber auch nur wenige werden die Absicht verkennen, warum er gerade so, und besonders so viel von sich selbst schrieb. Diese war nun wohl keine andre, als allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht gegen sich

zu erregen. Auch ist es möglich, daß er sie zum Theil erreicht hat. So viel muß ich bei dieser Gelegenheit erklären, daß ich nicht unter die Zahl derjenigen Menschen gehöre, von denen er schreibt, daß es ihnen unangenehm zu verschlucken wäre, wenn sie erführen, daß ihm so viel Merkwürdiges und Schönes begegnet sei, was ihnen nicht auch begegnete, und die ihn deshalb beneideten und verläumdeten. Jeder unbefangene Leser mag übrigens eine Parallele ziehen, zwischen den drei und dreißig Unterredungen des Herrn von Zimmermann mit Friedrich dem Großen kurz vor seinem Tode, und zwischen der einzigen Unterredung des verewigten Gellert mit eben diesem Monarchen im siebenjährigen Kriege in Leipzig. Wie sehr sticht die bescheidne, simple, aber doch edle Manier Gellerts, in seiner diese Unterredung betreffende Erzählung von dem Tone des Herrn Ritters ab! Doch andre Zeiten, andre Sitten. Und jener Gelehrte war auch nur Gellert, der Mann ohne Ansprüche, der seine

Verdienste, seine Kenntnisse der Welt nie anpries, und der es nicht einmal leugnete, daß ihn der König nur Er nennte.

Hieher gehören auch die großen Politiker, die in ihren Schriften theils durch wohl angebrachte Winke zu verstehen geben, als ob sie die geheimsten Maasregeln der Großen ausgespürt, in ihre Kabinette geguckt, und die verborgensten Triebfedern aller Regierungen entdeckt hätten; theils geradezu behaupten, sie wüßten die eigentliche, allen andern Menschen unentdeckbare Veranlassung dieses oder jenen merkwürdigen Vorfalls. Sie entwikkeln zugleich ihre Kraft in Vorhersehung zukünftiger Dinge, und prophezeihen vieles was dereinst eintreffen werde, halten Gericht über diesen oder jenen Monarchen, Minister oder General, und zeigen, wie er sich in der kritischen Lage, in welcher er sich befand, hätte benehmen sollen. Sie thun Vorschläge, die das allgemeine Beste und das Wohl jedes Einzelnen betreffen. Fast sollte man glauben, daß, wenn die Fürsten sie zu ihren Rathgebern

machten, die Staaten weit besser regiert, und die Bürger derselben weit glücklicher werden müßten. Bei Lichte betrachtet sind sie aber nichts als politische Kannengießer, und ihre Vorschläge sind bisweilen gutgemeinte, größtentheils aber unausführbare Projekte, die mit den Seifenblasen der Knaben die größte Aehnlichkeit haben. M. s. Menken S. 151. in der Note.

So giebt es auch Schriftsteller, die von je her mit dem wärmsten Eifer für Publicität und Preßfreiheit stritten, denen ein großer Theil der Bewohner Deutschlands dafür Dank schuldig ist, daß sie ihm die Binde von den Augen gerissen, und ihm die Erlaubniß verschaft haben, sehen zu dürfen. Diese verehrungswürdigen Männer waren die Zuflucht der Bedrängten, das Schrecken und die Geisel der Unterdrücker. Da konnte es nun freilich nicht fehlen — bei der besten Absicht die sie hatten, wurden sie verkannt, verläumdet, bisweilen von höherer Macht in Anspruch genommen. Daß sie nun zurückhaltender,

vorsichtiger, und weniger thätig wurden, konnte man ihnen nicht verargen; Klugheit und Selbsterhaltung erforderte dies. Wenn sie nun aber gar den entgegengesetzten Weg betreten, die Hellsehenden blenden, Thatsachen, die nur zu sehr beglaubigt sind, verdrehen, zu Boden getretne noch tiefer unterdrücken, deren reiche, mächtige Gegner, auf Gefahr den Ocean zu erschöpfen, von ihren Flecken rein zu waschen suchen — wenn sie Dinge verschleiern wollen, die nicht etwan erst jetzt, nicht etwa von einem und dem andern, sondern schon seit langer Zeit, und, wenn es nöthig wäre, durch eine Menge von Zeugen bekräftigt, in ihrer ganzen Blöße dargestellt waren; wenn sie gegen Wahrheiten — gegen Wahrheiten sag' ich, die sie mit aller Kunst, Belesenheit und sophistischen Schlüssen, mit aller Ueberlegenheit, die ihre Gelehrsamkeit ihnen darbietet, doch offenbar nur zu entstellen, nicht zu vernichten vermögen — wenn sie gegen solche Wahrheiten zu Felde ziehen, sie für Romane ausgeben, sie nicht

etwan in dem Ton eines ruhigen Forschers und Beobachters widerlegen; sondern in einer Sprache, der ich keinen Namen zu geben weis, und die ich nur mit der Wut eines blutdürstigen Tigers vergleichen kann, über sie herfallen — wenn sie dies alles thun, was soll man dann sagen? Nichts, die Achseln zucken, schweigen, und allenfalls zur Erklärung die Note im Menken S. 141. 150. nachlesen, besonders die Stelle, wo von den zweierlei Federn die Rede ist, der goldenen und der stählernen, womit Jovius den großen Herren auf unterschiedene Art zu begegnen pflegte, nach dem Maaße wie sie sich gegen ihn betrugen.

So rühmlich aber auch die Freimüthigkeit eines Schriftstellers ist, wenn sie von der Klugheit geleitet wird, so muß sie doch, um ihre gehörige Wirkung zu thun, auch zu rechter Zeit geäußert werden, und nicht erst dann, wenn sie ganz unnütz, bisweilen gar schädlich wird. Wenn der Gegenstand, den wir freimüthig schildern wollen, auch nicht mehr ist,

so kann doch diese Schilderung für andre in der Folge einen wichtigen Einfluß haben. Wenn es aber blos Kleinigkeiten betrift, an denen sich nur kleine Seelen ergötzen können, weil sie daraus sehen, daß auch erhabne Menschen in gewissen Stücken ihnen gleich sind, so ist es, wenigstens für den bessern Theil des Publikums, eine sehr überflüssige Arbeit. So ist es z. B. sehr auffallend, und giebt zu besondern Gedanken Anlaß, wenn gleich nach dem Tode eines großen, und allgemein, selbst von seinen Feinden für groß anerkannten Monarchen, ein Schriftsteller auftritt, und beweisen will, er habe sich doch mancherlei Fehler und Schwachheiten zu Schulden kommen lassen — woran überhaupt niemand zweifelt, denn er war doch immer nur ein Mensch — er habe nicht orthographisch schreiben können, seine Verordnungen seien nicht immer gut gewesen, er habe unreinlich gegessen u. d. g. ja sogar seinen Charakter oft in ein zweideutiges Licht zu stellen sucht, und einige seiner Jugendsünden erzählt. Ich habe oben

gesagt, daß an einem großen Manne nicht immer alles groß sei, und daß man folglich nicht alles an ihm, auch seine Schwachheiten, bewundern müsse, und das behaupte ich noch. Es ist aber doch sehr verdächtig, und der Glaubwürdigkeit des Verfassers nachtheilig, wenn er gleich, nachdem jener die Augen geschlossen hat, über ihn herfällt, und also gerade zu der Zeit, wenn der Gegenstand seines Tadels sich nicht vertheidigen kann, und dessen Freunde es vielleicht nicht wagen dürfen, ihn zu rechtfertigen. Ich gebe jedoch gern zu, daß man in solchen Fällen die besondern Verhältnisse des Schriftstellers in Erwägung ziehen, und diese zu seiner Entschuldigung dienen lassen könne.

Jeden einigermaßen merkwürdigen, oder nur nicht ganz alltäglichen Vorfall machen sich einige hungrige Schmierer zu Nutz, um einen oder ein paar Bogen darüber zu schreiben, und einige Groschen damit zu verdienen. Dies kann man ihnen um so eher gönnen, da dergleichen Geistesfrüchte nur selten außer

dem Orte, wo sie ihr Dasein empfingen, bekannt werden, und dieses letztere selbst so sehr beschränkt ist, daß es gemeiniglich nur wenige Tage dauert. So bald ein Monarch oder auch ein andrer berühmter Mann stirbt, erscheint eine Menge von Anekdoten und Charakterzügen von ihm; eine Sammlung derselben jagt die andere; jeder Herausgeber preist die seinige als wahr und authentisch an, verwirft alle übrigen als offenbare Unwahrheiten, und schmäht auf sie. Wenn man sie dann alle beisammen und Geduld genug hat, sie durchzulesen, so muß man über die Unverschämtheit erstaunen, mit welcher diese Herren das Publikum äffen. Die Anekdoten sind theils selbst erfunden, und oft genug dienen sie wahrlich nicht dazu, den Verstand oder den Witz des berühmten Mannes von einer vortheilhaften Seite zu zeigen; theils sind sie so jämmerlich verstümmelt, daß man sie unmöglich wieder erkennen kann, wenn man sie schon einmal gehört hat, und die Veranlassung dazu weis. Aus den unbedeu-

tendsten und ganz gewöhnlichen Aeußerungen großer Männer werden auch oft Anekdoten geformt, die nichts weniger als diesen Namen verdienen. Und wenn man aus den verschiedenen Charakterzügen den wahren Charakter des Helden zusammen setzen wollte, so würde ein Ungeheuer daraus entstehen, vor dem man sich fürchten, oder über das man lachen müßte. Das sind die eigentlichen Bücher fürs Volk, oder vielmehr für den Pöbel unter den Lesern, die sich an nichts als an solchen Mährchen zu ergötzen wissen. Welch eine ungeheure Menge von Anekdoten von Friedrich dem Einzigen kamen nach dessen Tode heraus! Alle sollen den Stempel der Wahrheit tragen. Sogar Männer von Verdiensten gaben sich damit ab, sie zu sammeln und herauszugeben. Was würde wohl der verewigte Weise sagen, wenn es ihm vergönnt wäre, einen Blick auf diese Unterwelt zu thun, und wenn er sähe, wie man seinen Namen bei tausend verschiedenen Gelegenheiten mißbraucht? Die Schuld liegt größtentheils an der jetzt so sehr überhand

genommenen Anekdotenjagd und an der Begierde des größten Theils des Publikums, alles zu verschlingen was dahin Bezug hat; daher es kein Wunder ist, wenn Schriftsteller und Buchhändler darauf Rücksicht nehmen, und ihres eignen Vortheils wegen diese Begierde zu befriedigen suchen.

Einen großen Zweig unsrer Litteratur darf ich nicht übergehen; dieser ist

die Kritik.

Von dem endlosen Kriege zwischen den Schriftstellern und Recensenten brauche ich nur wenig zu sagen — es ist eine allgemein bekannte Sache. Wahr ist es, daß mit dem großen und wichtigen Geschäfte der Kritik mancher Unfug getrieben wird; daß Privathaß und Partheilichkeit oft mit im Spiel sind, wo Wahrheit und Gründe allein entscheiden sollten; daß Hitze und Vorurtheil oft ein hartes Urtheil sprechen, welches Vernunft und ruhige Untersuchung sehr gemildert haben würden; daß ungesittete Ausfälle und schnei-

bende Satyren oft da Statt finden, wo der Verfasser wohl auf Belehrung und Zurechtweisung Anspruch machen kann. Es ist nicht minder wahr, daß sich oft Knaben in dieses Geschäft mischen, welches blos Männern, und zwar Männern von anerkannter Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit anvertraut werden sollte, weil es in vielen Fällen weit leichter ist, ein Buch zu schreiben, als es gehörig zu beurtheilen. Selbst solche Männer sollten nie öffentlich über eine Sache absprechen, gegen welche sie vorher eingenommen sind, und deren Werth oder Unwerth gleichwohl untersucht zu werden verdient; und eben so wenig das Werk eines Verfassers beurtheilen, dem sie aus andern Gründen, oder weil sie vielleicht schon einmal eine Lanze mit ihm gebrochen haben, nicht hold sind; da wir aus der Erfahrung wissen, daß vorgefaßte Meinungen, selbst wider unsern Willen, und wenn wir uns auf das strengste vorgesetzt haben, unpartheiisch zu seyn, nicht selten die Wahrheit mit einem Schleier überziehen, und

uns verleiten, ungerecht zu seyn. Zu nichts wird, wie mich dünkt, außer den andern nothwendigen Eigenschaften, mehr Besonnenheit und Ueberlegung erfordert als zur Kritik.

Auf der andern Seite ist es aber auch zum Erstaunen, und man muß fast alle Geduld verlieren, wenn man den Eigendünkel mancher Schriftsteller bemerkt. Man kann sich bisweilen kaum die Möglichkeit erklären, wie Produkte haben entstehen können, die aller gesunden Vernunft Trotz zu bieten scheinen; und doch glauben ihre Verfasser, sie hätten sich unsterbliche Verdienste durch sie erworben, und schimpfen auf ihre Recensenten, die ihnen nichts als die reine Wahrheit sagten, wie ein schlechter Schriftsteller nur immer schimpfen kann. — Andre wollen schlechterdings keinen Widerspruch dulden, und toben und lärmen bei dem geringsten Einwurf, der ihnen gemacht wird, als ob sie allein die Thürhüter am Tempel der Weisheit wären. In den sogenannten Antikritiken schütten sie alsdann ihre Herzen aus. Schon an dem Tone, der

in diesen Aufsätzen und in andern Vertheidigungsschriften herrscht, kann man gemeiniglich erkennen, zu welcher Klasse von Schriftstellern derjenige gehört, der sich für beleidigt hält. Ist es ein Mann von Geist, oder hat man ihm wirklich zu viel gethan, so wird er den Recensenten zu beschämen suchen, seine Schwäche zeigen, Beweise darlegen, und das übrige dem Urtheile der Leser überlassen, welches fast allemal günstig für ihn ausfallen wird. Ein Stümper aber, oder einer der böse ist, daß man sein Uebergewicht nicht anerkennen, und seine Meinungen als die einzig richtigen nicht annehmen will, speit Gift und Galle, und sagt seinem Gegner Grobheiten, die sich im gemeinen Leben kaum der niedrigste Pöbel, wenigstens nicht ungestraft, erlaubt. Dies letzte sollten Gelehrte um desto sorgfältiger vermeiden, je mehr sie selbst fühlen müssen, daß sie dadurch bei den Laien an ihrem Ansehen verlieren. Gleichwohl ist jetzt bei den Schriftstellern nichts gewöhnlicher, als diese Art einander zu befehden. Jedes System

in allen Theilen der Wissenschaften hat überdies seine Anhänger, und unter diesen giebt es viele, die keinen grössern Triumph kennen, als ihre Widersacher mit Schimpfwörtern zu Boden zu schlagen.

In Einem Punkte treffen fast alle Schriftsteller unsrer Zeiten, besonders die schlechtern, zusammen, (ein seltnes Phänomen!) und dieser Punkt ist: Verachtung aller Kritik, und Herabwürdigung aller derer, die sich mit der Beurtheilung ihrer Produkte abgeben. Wohl dem der keiner Kritik bedarf! Wohl dem der so sicher ist auf der rechten Bahn zu wandeln, daß er alle diejenigen verlachen kann, die sich unterfangen wollen ihn zurechtzuweisen! Das ist aber freilich nicht das Loos eines jeden, nicht einmal eines jeden großen Schriftstellers. Selbst Lessing sagt (Dramaturgie Th. 2.): „Was in meinen neuern Versuchen „erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene

„Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft „in so reichen, so frischen, so reinen Strah„len aufschießt: ich muß alles durch Druck„werk und Röhren aus mir herauf pressen. „Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig „seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt „hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, „an fremden Feuer mich zu wärmen, und „durch die Gläser der Kunst mein Auge zu „stärken. Ich bin daher immer beschämt oder „verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nach„theil der Kritik etwas las oder hörte. Sie „soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte „mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem „Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lah„mer, den eine Schmähschrift auf die Krücke „unmöglich erbauen kann.“ — So spricht Lessing; und wie sprechen unsre Genies und Kraftmänner, die schon mit ihrem ersten Produkte der Welt ein unschätzbares Geschenk zu machen glauben? Was sprechen vollends diejenigen Schriftsteller, deren frühere Werke bereits einigen Beifall erlangt haben? Ich will

gern zugeben, daß jene Stelle eben nicht buchstäblich genommen werden müsse, daß vielleicht eine stolze Demuth hindurchschimmere; den Fall aber auch als wahr angenommen, so ist dies doch weit erträglicher, als der übertriebne Eigendünkel und die unbegränzten Ansprüche jener Schriftsteller, die nicht einen Gran von Lessings Talenten besitzen. —

Man glaube ja nicht, ich sei selbst ein Theilnehmer an irgend einem kritischen Institut. Ich habe nie in meinem Leben ein Buch Kraft meines Amts recensirt, und der Fall möchte wohl schwerlich jemals eintreten daß ich es thäte, denn ich liebe meine Ruhe; wiewohl ich keinen großen Anstand nehmen würde, sie aufzuopfern, wenn man mich ungerechter Weise antasten sollte. — So wie die Sachen zwischen den Schriftstellern und Recensenten jetzt stehen, da jene keine Urtheile über sich, so fern sie nicht ganz nach ihren Wünschen ausfallen, dulden wollen, und diese sich nicht abhalten lassen, auf ihrem Wege fortzugehen, entsteht die Frage: Ob der Recensent

ver-

verbunden sei, der von ihm verfertigten Recension eines Buchs seinen Namen beizusetzen? Denn das verlangen fast alle diejenigen Autoren, die mit ihren Beurtheilern unzufrieden sind; sie verachten jede anonyme Recension, und sprechen von heimlichen, hämischen und hinterlistigen Ausfällen, die sich nur solche Menschen erlaubten, welche das Tageslicht scheuten, und es nicht wagen dürften, einem Manne frei ins Gesicht zu sehen. — Wiewohl der Name des Verfassers einer Schrift oder einer Recension nichts beiträgt, ihren innern Werth zu erhöhen; so wenig als überhaupt der Name, oder die Person, bei Erwägung der Güte irgend eines Werks in Betrachtung kommen sollte, um es zu erheben oder herab zu würdigen; so tritt doch bei einer Recension der Fall ein, daß der hinzugefügte Name des Verfassers, wo nicht für die Wahrheit und Gründlichkeit derselben, doch wenigstens dafür zu bürgen scheint, daß er das Buch nach seinem besten Wissen und Gewissen beurtheilt habe, weil es doch nicht

leicht zu vermuthen steht, daß ein Mann mit einer hämischen, partheiischen und albernen Recension sich öffentlich vor das ganze Publikum hinstellen, und seine Ehre Preis geben wird. Es ist also, von dieser Seite betrachtet, besser, wenn der Recensent sich nennt. Es hat aber auch wieder seine Unbequemlichkeiten. Mancher der die ungeheure Anzahl unreifer Geistesfrüchte nach ihrem Verdienst beurtheilen würde, wenn er unbekannt bleiben könnte, wird seine Ruhe auf Kosten der Wahrheit erkaufen, und glimpflicher zu Werke gehen, wenn er sich nennen müßte, um sich nicht ein Heer mißvergnügter Autoren auf den Hals zu ziehen, die alles mögliche anwenden würden, ihm das Leben zu verbittern, und ihn zu dem Entschluß zu bringen, ihrentwegen nie eine Feder wieder in die Hand zu nehmen. Auch hat die Neugier verunglückter Skribler nach den Namen ihrer Recensenten keinen Grund in dem Verlangen, ihre Vertheidigung darzulegen, wie sie gemeiniglich vorgeben, denn dies können sie ohnehin;

sondern vielmehr in der Begierde, sich auf eine auffallende Art zu rächen, ihren Gegner mit Krieg zu überziehen, Dinge mit einzumischen, die gar nicht zur Sache gehören, skandalöse Histörchen und Anekdoten aus dem Leben desselben, sie seien nun ganz oder zur Hälfte wahr, schön ausgeschmückt der Welt zur Schau und Belustigung darzustellen, und sogar seine Jugendsünden, wenn sie deren in Erfahrung bringen können, auszuposaunen. Man hat dergleichen Beispiele zur Genüge, und daher Ursach vorsichtig zu seyn. Die Befehdungen der Gelehrten, deren ohnehin leider! nur allzuviele sind, würden auf diese Art unzählbar werden und ins Unendliche laufen. Alles genau abgewogen, scheint es also noch immer besser, daß die Sache so bleibe wie sie ist, und daß es dem Gutbefinden des Recensenten überlassen werde, ob er seinen Namen nennen wolle oder nicht, wenn er nur sonst gegen Wahrheit und Anständigkeit sich nicht versündigt.

Es giebt noch verschiedne Mißbräuche, die mit der Kritik getrieben werden und Erwähnung verdienen. Die größten und schändlichsten lassen sich diejenigen Herren zu Schulden kommen, die einen Handel damit treiben, und sich ihr Lob für klingende Münze bezahlen lassen. Diese Auswüchse in der gelehrten Republik, so schädlich und verächtlich als die Kornjuden in einem Staate, sollte man billig wegschneiden, und ihr Andenken auf immer vertilgen. Im eigentlichsten Verstande ist es hier wahr: Ihr Tadel ehrt weit mehr als ihr Lob. Denn der erste ist ein sicherer Beweis, daß Verfasser oder Verleger nicht niedrig genug dachten, um sich das letztere zu erkaufen. — Ein zweiter Mißbrauch ist, wenn die Herren Recensenten alle diejenigen Artikel auf eine vorzügliche Art herausstreichen, die der Verleger der gelehrten Zeitung, an welcher sie Mitarbeiter sind, auf seine Kosten hat drucken lassen; die andern aber theils sehr streng beurtheilen, theils sehr spät, bisweilen auch wohl gar nicht anzeigen. (M. s.

Menken S. 149. in der Note.) Hier heißt es: manus manum lavat. Sie wollen es mit einem Manne nicht verderben, mit dem sie in so genauer Verbindung stehen. Freilich ist in diesem Falle die Partheilichkeit so sichtbar, daß nicht leicht ein Leser getäuscht werden kann. — Es giebt auch Gelehrte, die dergleichen sogenannte Recensenten in ihrem Solde haben, welche verbunden sind, alles was jene schreiben mit lauter Stimme anzupreisen, um Leser und Käufer anzulocken. Diese stehen in gleichem Range mit den Savoyarden, die auf den Jahrmärkten mit einer Leyer und einem Schattenspiel umherziehen, und immer schöne Raritäten rufen, obgleich derjenige, der Lust hat sie in Augenschein zu nehmen, weder etwas schönes noch etwas rares zu sehen bekömmt. — Seit einiger Zeit sind auch die Selbstrecensionen Mode geworden. Bei der Anzeige daß ein Buch fertig sei, fügt der Autor oder dessen Verleger eine Beurtheilung desselben hinzu, in welcher dem Publikum sehr klärlich

gezeigt wird, daß es ein ganz vortrefliches Werk sei, ein Werk, welches ein Mann von Verstand oder Geschmack gar nicht entbehren könne. Dies heißt in der gelehrten Sprache, eine raisonnirende Anzeige, und wenn mehrere Werke zugleich bekannt gemacht werden, ein raisonnirendes Verzeichniß; auf gut deutsch eine Mausfalle, an welcher der wohlriechende Speck nicht gespart ist, um die Lüsternen hineinzulocken. Diese Herren fürchten entweder, die eigentlichen Recensionen möchten zu spät erfolgen, oder nicht nach ihrem Wunsche ausfallen, daher übernehmen sie diese Mühe lieber selbst. Sie stehen auch wohl in der Meinung, der gute Eindruck, den sie gleich anfänglich durch diese Anzeigen bewirken, werde sich in der Folge auch durch die härtesten und ihnen geradezu widersprechenden Urtheile nicht gänzlich vertilgen lassen. Daß übrigens in diesen Selbstrecensionen die lautere Wahrheit herrsche, kann nur ein Blinder bezweifeln; der Autor der das Buch geschrieben,

und der Verleger der es bezahlt hat, müssen das doch wohl besser verstehen als alle andere, die nicht so sehr dabei interessirt sind.

So viel von der Kritik und ihrem Mißbrauch. Ich werde nun noch einige Mißbräuche anführen, die Gelehrte von ihren Talenten machen, oder mit den Wissenschaften treiben, so wie sie sich mir zuerst darbieten.

Daß die Anzahl unsrer deutschen Schriftsteller jetzt sehr groß, und die Produkte, die sie jährlich liefern, beinahe unzählbar seien, ist jedem bekannt. Sehr natürlich ist es, daß die Achtung des Publikums, die es sonst für diese Männer hegte, in dem Maaße abgenommen hat, in dem ihre Menge zunahm; denn der Werth, den die Menschen auf einen Gegenstand oder auf eine Sache legen, wird vermindert, wenn dieser Gegenstand vervielfältigt, oder diese Sache in Ueberfluß zu haben ist — im Fall auch der innere Werth derselben sich gleich bleibt. Die Gelehrten sollten aber doch nicht selbst dazu beitragen,

diese Achtung zu verringern. Dies geschieht unter andern, wenn sie sich es zu sehr merken lassen, daß sie lediglich um des Brodverdienstes willen die Feder führen. Daß der Gelehrte allen möglichen erlaubten Nutzen aus der Anwendung seiner nicht ohne Kosten und Mühe erlangten Kenntnisse zu ziehen berechtigt sei, ist keinem Zweifel unterworfen; wenn aber die Füllung seines Magens oder seines Beutels der einzige Endzweck seiner Geistesarbeiten ist, so wird er wenigstens, sobald es nämlich allgemein bekannt wird, oder er selbst es gesteht, das Zutrauen verlieren, das man sonst zu seinen Talenten hätte. Er wird sich dem Verdachte aussetzen, daß er manches gegen seine bessere Ueberzeugung schreibe, wenn ihm das Aufsehen, das er dadurch macht, besser bezahlt wird, als die Wahrheit. Sehr oft sieht man es auch solchen Produkten an, daß sie nicht von dem Autor fürs Publikum, sondern von ihm und zugleich blos für ihn selbst geschrieben sind. — Diese Verringerung der Achtung geschieht

ferner, wenn sie in gar zu auffallenden handwerksmäßigen Ausdrücken von sich und ihres gleichen sprechen und schreiben. Dergleichen sind: Er schriftstellert — er treibt Schriftstellerei — er lebt vom Schriftstellern. Das soll weiter nicht böse gemeint seyn, allein wenn man so etwas liest, kann man doch unmöglich an einen Mann denken, der seine Kräfte zur Verfertigung einer Geistesarbeit anwendet. Bei dergleichen Aeußerungen fällt mir immer ein, daß man ja auch sage: Er bindet Besen — er lebt vom Holzspalten 2c. 2c. und ich denke an die berühmte eigenhändige Resolution des verstorbenen Kaisers Joseph, die Buchdruckereien und den Buchhandel betreffend, wo er die Buchhändler den Käsekrämern gleich setzt, und unter andern sagt: Ein jeder müsse sich die Gattung von Büchern oder von Käse zeitlich einschaffen, die am meisten gesucht werde. Diese Herren scheinen vorauszusetzen, daß ein Gelehrter und ein Schriftsteller Synonima sind, und

daß folglich jeder Gelehrte das Bücherschreiben als einen Erwerbszweig ansehen könne. Der Fall kann aber sehr leicht eintreten, daß ein großer Gelehrter nur ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller ist, so wie es in unsern Tagen sehr oft der Fall ist, daß mancher Schriftsteller auf nichts weniger als auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen kann.

Hieher gehört besonders das

imitatorum pecus.

Diese Leute haben freilich von je her ihr Unwesen sehr stark getrieben; es ist folglich nichts Neues, nichts, das unsre Zeiten besonders charakterisirte. Aber heut zu Tage ist ihr Name Legion. Ohne Lachen kann man ihre Betriebsamkeit, ihren Eifer sich mit fremden Federn zu schmücken, alles in die Augen fallende, alles wovon sie sich einigen Erfolg versprechen, zu benutzen, nicht ansehen. Kaum tritt ein Schriftsteller auf, der sich durch sein Genie, durch eine besondre Manier, durch

seinen Vortrag, durch neue oder schimmernde Ideen, kurz, durch irgend etwas auszeichnet und Ruhm erwirbt; sogleich werfen sich ihm einige Dutzend hinter drein, die alles, was sie nur von ihm habhaft werden können, sogar jede Kleinigkeit die er wegwirft, auffassen, um sich damit zu putzen. Ob sie sie kleidet oder nicht, ob sie selbst dadurch lächerlich werden, das ist ihre geringste Sorge. Jeder Nachtreter bekennt öffentlich und vor dem ganzen Publikum, daß er kein Fünkchen Hervorbringungskraft besitze, durch eignes Nachdenken nichts darlegen könne, was der Mühe des Lesens werth sei, daß er sich aber dem ungeachtet für ein sehr brauchbares Mitglied der gelehrten Republik halte, weil er gut nachbeten könne. Es ist ein interessantes und sehr ergötzendes Schauspiel, wenn ein großer Schriftsteller einen Ball hinwirft, als ob es von ungefähr geschähe; wie sich da gleich eine Menge Affen einfinden, die mit diesem Balle spielen, bisweilen jeder auf eine besondre Art, und einer den andern immer

wegzudrängen sucht. Erscheint ein Buch das Glück macht und Aufsehen erregt, sei es auch nur ein Roman oder eine Komödie, so kann man sicher wetten, daß schon in der nächsten Messe ein Schwall andrer zum Vorschein kömmt, die es mit sichtbarer Aengstlichkeit nachahmen. Zum Beispiel; der berühmte Kirchen- und Ketzer-Almanach zog eine Menge andrer, aber auch höchst elender Almanache nach sich. Da gab es Belletristen-Almanache, Schauspieler-Almanache, u. s. w. deren Verfasser sich so viele Mühe gegeben hatten, jenen genau zu copiren, daß es wirklich zum Ekel war. Ihre Versuche waren auch sämtlich verunglückt. — Nach dem Hintritt des seligen Siegwarts wollten alle um des geliebten Gegenstandes willen bei Mondenschein auf dem Kirchhof sterben — Das war eine böse Zeit!

Ein großer Grund zu den Nachahmungen liegt auch in dem Geschmack des Publikums, der fast so veränderlich ist wie die Mode. Fast

jede Klasse von Schriften hat ihren Zeitraum, in welchem sie ihr Glück macht. Alsdann wird sie von andern verdrängt; man wirft jene weg, und was man vorher fast angebetet hatte, wird nun, wenn es hoch kömmt, ein Gegenstand der Satyre. Wir haben eine empfindelnde Periode gehabt; eine Periode, worin Sturm und Drang herrschte, und wo die Kraftgenies sich wacker herumtummelten; eine andre wo man nichts als Theaterschriften, wieder eine wo man nur Romane lesen wollte u. d. g. Jetzt haben wir, außer der Politik, die viele Anhänger findet, und deren Gebiet durch die verschiednen Revolutionen in unsern Zeiten erweitert worden ist, hauptsächlich die Periode der Taschenkalender. Welch eine Menge von diesen giebt es nicht! Und von Jahr zu Jahr erscheinen neue. Sie sind zum Bedürfniß geworden, besonders für diejenigen, die einmal gewohnt sind, alle ihre Kenntnisse aus ihnen zu schöpfen, und die in eine klägliche Unwissenheit versinken würden, wenn diese Quellen versiegten.

Hier ist, dünkt mich, der schicklichste Ort, wo ich

der Vielschreiber

Erwähnung thun kann. Menke hat sie am besten geschildert in folgender Stelle (S. 43. f. f.): „Weil ich einmal auf die Bücher gera„then, so muß ich diejenigen nicht vorbei „lassen, die sich für höchst glückselig halten, „wenn sie nicht leicht ein Jahr oder einen „Monat vorbeistreichen lassen, in denen sie „nicht der gelehrten Welt etwas neues aus „ihrem fruchtbaren Kopfe mittheilen sollten, „und die sich abscheulich ärgern, wenn sie se„hen, daß ihre so herzlich geliebten Geburten „in den gelehrten Journalen übergangen, „oder nur nicht genug gelobt, und den Lesern „angepriesen worden. Denn (ich gebrauche „mich hier der Worte eines gelehrten Man„nes, Lilienthal von der Machiavellisterei „der Gelehrten) wir leben jetzt in einer frucht„baren Zeit, in welcher, wie jener gar artig „scherzet, selbst die Verschnittnen Kinder zeu-

„gen, und die Maulesel Füllen bekommen. „Die Schreibsucht hat viele dermaßen einge„nommen, daß sie glauben, es würde die ge„lehrte Welt in unwiederbringlichen Schaden „gesetzt werden, wenn sie mit ihren schönen „Gedanken, die ihnen selbst so wohl gefallen, „zu Hause bleiben sollten. Deshalb machen „sie aus eignem Triebe und mit großer Be„hendigkeit alle Monate was neues fertig, „und schätzen es sich bei ihren unzeitigen Af„tergeburten für eine gnugsame Ehre, wenn „sie sagen können, sie haben das Werkchen „in sehr kurzer Zeit und ohne merkliche Be„schwerung zu Stande gebracht; weil sie dies „ihre vornehmste Sorge seyn lassen, daß ihre „unnütze Arbeit in den Buchläden vorne an „liegen, und ihr unwürdiger Name in allen „Bücherregistern fein oft wiederholt werden „möge." —

Wie treffend paßt dies auch auf unsre Zeiten! Es ist fast unmöglich, daß ein Schriftsteller, der sehr viel schreibt, auch sehr gut schreiben könne. Denn wo soll er die Zeit

hernehmen, durchzusehen und zu feilen, wenn er nichts thut als schreiben? „Ich denke „immer," sagt Lessing (in seiner Dramaturgie Th. 2.) „daß die ersten Gedanken die „ersten sind, und daß das Beste auch nicht „einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind „gewiß kein Haar besser, als Jedermanns „erste Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause." Gleichwohl findet man unter uns Deutschen Schriftsteller, deren sämtliche Werke eine ganze und zwar nicht kleine Bibliothek ausmachen könnten. Und oben drein sind es vollkommne Werke, das heißt, jedes derselben hat einen Titel, Anfang und Ende, wie alle andre; ließt man es durch, so findet man daß es wirklich ein Buch sei, was man gelesen hat, dessen Verfasser auch ein Dreieck von einem Cirkel gar wohl zu unterscheiden gewußt habe. Man versteht es so ziemlich; es füllt einen Platz aus so gut wie ein andres, und kann eben so schön gebunden werden.

Was

Was will man mehr? Freilich muß man nicht alles so genau nehmen. Die große Eile des Autors hat ihn bisweilen Kleinigkeiten übersehen lassen, es fehlen hie und da Nachsätze zu den Vordersätzen, manchmal ist auch kein rechter Sinn herauszubringen; um desto besser kann aber der Leser seinen eignen Verstand üben, um das fehlende zu ergänzen. Die Sprache ist auch nicht ganz rein und richtig, aber am Ende ist deutsch doch immer deutsch, und wer es besser versteht kann es ja corrigiren. Und ganz schlecht kann es doch auch nicht seyn, sonst würde sich ja kein Verleger dazu gefunden haben.

Eine andre Klasse von Schriftstellern, die hieher gehört, sind

die gelehrten Abentheurer.

Diesen ist es nicht darum zu thun, viel zu schreiben, sondern sich auf eine ganz besondere Art in ihren Schriften, auch wohl in ihren Handlungen, auszuzeichnen, damit man überall von ihnen als von außerordentlichen

Leuten sprechen, und über ihre Unternehmungen erstaunen möge. Es ist ihnen auch oft gleich viel, ob Gutes oder Böses von ihnen geredet wird, wenn sie nur der Stoff der Gespräche sind. Von ihnen schreibt Menke S. 104. „Ja, endlich fehlet es auch an der„gleichen Leuten nicht, die sich selbst mit Fleis „zum Gelächter machen, wenn sie es nur ih„rer Meinung nach dahin bringen, daß man „allenthalben von ihnen, als von neuen und „ungewöhnlichen Abentheurern zu reden „pflegt.“ — Eitelkeit und Großmannssucht heißen die Dämonen, von denen diese Herren besessen sind. Weit entfernt die Luftsprünge, die sie schneiden, selbst schön zu finden, wollen sie nur, daß andre sich darüber verwundern sollen. Sie halten die Paradoxe, die sie ohn' Unterlaß auskramen und von allen Seiten darstellen, größtentheils selbst nicht für wahr, sie werfen sie nur als eine Lockspeise für andre hin. Findet sich nun einer der sie bestreitet, dann haben sie ihre Absicht erreicht; denn nun fallen sie über ihren Gegner her, suchen ihn

lächerlich zu machen, bestürmen ihn mit Trugschlüssen, überströmen ihn mit der ganzen Fülle ihrer Beredsamkeit — ein Talent das diesen Herren immer eigen ist — und treiben es so arg, daß jener oft froh ist, mit heiler Haut davon zu kommen, und ihnen gern das Feld überläßt. Nun brüsten sie sich mit ihrem Siege und sinnen auf einen neuen Kampf. — Will sich aber Niemand mit ihnen einlassen, dann steht es übel mit ihrem Humor. Sie begehen dann vorsätzlich noch tollere Streiche als zuvor, um nur nicht in Vergessenheit und aus der Mode zu kommen, welches sie mehr als den Tod fürchten, und wenn dies noch nicht hilft, so binden sie von freien Stücken mit andern an; wie Menke schreibt S. 56. „Andre Bücherschreiber suchen sich mit Fleis einen Widersacher, durch „dessen Bestreitung sie berühmt zu werden „hoffen. Diese ärgert nichts mehr, „als wenn sich Niemand über sie „ärgern will, und daher erdenken sie, wie „Seneca sagt, allarhand abgeschmackte Pos-

„sen, welche gescheiten Leuten kaum im Schlafe „einkommen würden. Ja, damit es nur das „Ansehen habe, als hätten sie was Neues „erfunden, so scheuen sie sich nicht, alles, „was der Vernunft und den Sinnen gemäß „ist, anzufechten, in der einzigen Absicht, ei„nen berühmten Gegner zu bekommen, mit „dem sie sich auf das zierlichste nach Klopf„fechter Manier herum schlagen können.“ — Sie wollen es mit allen aufnehmen, trachten darnach, allgemeine Geiseln zu werden für alle diejenigen, die es nicht nach ihrem Sinn machen, theils damit man sich um ihre Gunst und Freundschaft bewerbe, sie in wichtigen Dingen um Rath frage, ihnen den Hof mache, theils damit man immer vor ihnen und ihrer Feder zittere. Wahr ist es, sie unternehmen, aber blos ihres Ruhms, nicht des gemeinen Besten wegen, oft Dinge, an die kein gemeiner Kopf denken, vielweniger sich an sie wagen wird, und die jeder, der seine Ruhe liebt und sich nicht über jedes Verhältniß des bürgerlichen Lebens hinwegsetzen kann

oder will, gern unberührt läßt. Aber wie selten führen diese Abentheurer etwas aus! Sie stürmen entweder gleich im Anfang mit Gewalt drein, um zu zeigen, daß sie alle Gefahr verachten, da sie doch durch Behutsamkeit weit mehr ausgerichtet haben würden, oder sie lassen es an irgend einer nöthigen Regel der Vorsicht fehlen, so, daß sie am Ende den Schaden allein tragen, und Märtyrer ihres Ruhms werden.

Ihnen am ähnlichsten sind

die Schwärmer.

Es ist gewiß eine der sonderbarsten Erscheinungen, daß gerade in unsern aufgeklärten Zeiten, die Schwärmerei, diese Tochter des Aberglaubens und der Dummheit, von der man längst glaubte, daß sie in ihre finstern Wohnungen zurück getrieben, und mit unzerbrechbaren Ketten daselbst angefesselt sei, ihr Haupt wieder so hoch empor hebt. Zu läugnen ist es doch wahrlich nicht, die Allestadler mögen auch schreien so sehr sie wollen, wir

haben eine große, eine schöne Bahn zurück gelegt, und können mit Stolz in jene Zeiten blicken, in denen die Menschheit an schimpflichen Gängelbändern geleitet wurde. Das Gebiet der Philosophie hat sich erweitert, rein vom scholastischen Wuste strahlt sie wie eine neue Sonne in einer schönern Welt. Der Freiheit zu denken ist ein grösserer Spielraum verstattet, und die Preßfreiheit, ohne welche sie nichts wäre, drückt ihr das Siegel auf. Die Intoleranz schwingt ihre Fackel nicht mehr, um Scheiterhaufen in Brand zu setzen, auf denen der Auswurf der Menschen ihre bessern Brüder angeschmiedet hatte; kaum glimmt sie noch an einigen Orten. Der Despot wagt es nicht mehr, Geschöpfen, denen er seine bürgerliche Existenz zu danken hat, und die kniend vor ihm um Erbarmung flehen, mit seinem eisernen Scepter das Hirn auszuschlagen; man hat angefangen einzusehen, daß es Rechte giebt, die von unserm Dasein unzertrennlich sind, und sie geltend zu machen. Man hat die große Wahrheit entdeckt,

daß die schwarze Farbe und die kräusen Haare kein Brandmal seien, das die Natur selbst einigen ihrer Kinder aufgedrückt, und sie von ihrer Geburt an bestimmt habe, von andern ihres Gleichen, die aber weiß und glatthaaricht sind, in die schmälichste Sklaverei geschleppt zu werden — man hat es aber nicht allein entdeckt, man hat auch Anregung gethan, der Natur in diesem Punkte ein wenig nachzuhelfen. Welch eine Menge von Vorurtheilen hat man abgelegt! Selbst in Dingen, von denen man ehemals glaubte, sie wären zum Heil unsrer Seelen unumgänglich nothwendig. Möncherei und Pfafferei schleichen jetzt nur noch im Finstern, und verhüllen, voll Wut daß man ihre Heiligkeit anzutasten wagte, ihre grinsenden Häupter. Schon sträubt man sich gegen das drückende Joch, das sie uns auflegen, und welches zu tragen unsre guten Väter für Pflicht und Ruhm hielten — vielleicht schüttelt man es einst ganz ab. Eine Reihe theils glänzender, theils nützlicher Erfindungen zeugt von der Regsam-

keit unsers Geistes, von der Anwendung der in uns liegenden Kraft, von dem lobenswürdigen Emporstreben nach höhern Preißen — Unthätigkeit, Schlafsucht und fromme Gefangennehmung der Vernunft in Sachen, die uns nicht geradezu ins Gesicht springen, ein Kunstgriff der mönchischen Herrschsucht, um ihren Thron zu sichern, werden mit der Verachtung angesehen, die sie verdienen. Wir bestreben uns der Natur auf ihren verborgenen Wegen nachzuspüren und ihre Wirkungen zu zeigen, ohne fürchten zu dürfen, daß man uns der Zauberei beschuldige, und zum Dank für unsre Bemühungen an einem langsamen Feuer brate. Dies ist im Allgemeinen wahr und unwidersprechlich — denn einige Ausnahmen kommen hier nicht in Betrachtung.

Woher also auf der andern Seite die abscheulichen und lächerlichen Versuche, die Menschheit wieder in eine Barbarei zu stürzen, vor der sie zurückschaudern sollte? Wie ist es möglich, daß sie nicht allein Fortgang

haben, daß sie auch Anhänger finden, und zum Theil gelingen können? In der That, ein beinahe unerklärbares Phänomen. Nur dadurch kann man das Räthsel vielleicht auflösen, wenn man die Stimmung des menschlichen Geistes, und die Art, wie er auf der vorgezeichneten oder selbst gefundenen Bahn fortzuschreiten gewohnt ist, betrachtet. So lange er die Fesseln, die Aberglaube, Vorurtheil und Tyrannei ihm anlegen, für heilig und unverletzlich, die Irrthümer, mit welchen man ihn bestrickt, für ehrwürdig hält; so lange wird er alles, was nur einigermaßen außer seinem Gesichtskreis liegt, mit dumpfer Empfindung, oder vielleicht ohne alle andre Empfindung, als die ihm das Bewußtsein seiner Schwäche darbietet, anstaunen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, es zu untersuchen, oder gar ergründen zu wollen. Er wird es für strafbare Frechheit halten, nachzugrübeln, weil er sich nicht vorstellen kann, oder weil man ihm eingeprägt hat, daß er nicht hoffen dürfe, einigen Aufschluß zu er-

halten. Er wird es nicht wagen, die Schranken zu überschreiten, die man für ihn gezogen hat, theils aus kindischer und sklavischer Furcht, theils weil er überzeugt zu seyn glaubt, daß jenseits derselben eine Region sei, in die er weder dringen könne noch dürfe. Er wird sich also ruhig am Gängelbande leiten lassen, sich an die Sagen und Ueberlieferungen halten, die man ihm als das höchste Ziel, welches die menschliche Vernunft erreichen könne, vorlegt, und nie weiter zu kommen trachten, da er überhaupt von einem weiter, wohin er noch gelangen könne, keine oder doch nur sehr verworrene Begriffe hat. Unzählige Ereignisse, die sehr natürlich sind, hält er folglich für unmittelbare Wirkungen einer höhern Macht, weil sie nicht in seine sehr begränzten Einsichten passen, und er die Ursachen derselben nicht aufsuchen kann. — Durch Zufälle, durch ungewöhnliche Begebenheiten, oder durch ein paar außerordentliche Menschen, die ihren Nacken dem Joch entziehen, ohne erst zu fragen, ob es auch erlaubt

sei, und die ihre Vernunft freier wirken lassen, wird die Dunkelheit allmählich verscheucht — hie und da schimmert ein Licht, an welchem tausend andre angezündet werden, die Klarheit wird immer weiter verbreitet und die Masse unsrer Kenntnisse vermehrt. Nun ist die Bahn gebrochen, alle Hindernisse werden besiegt, man schreitet rüstig fort, die Zurückbleibenden werden verspottet, so, daß auch diese endlich erwachen und an der allgemeinen Krisis Theil nehmen. So lange nun dieser Geist der Forschung, dieser Trieb zur Vervollkommnung unsrer selbst auf dem geraden Wege fortgeht, so lange dürfen wir schöne und reife Früchte erwarten — mischt sich auch hie und da etwas Unkraut unter den Waizen; bei einer sehr gesegneten Erndte hat das nicht viel zu bedeuten, und es kann bald ausgerottet werden. Aber nun zeigt sich eine gefährliche Klippe, an welcher es nur zu leicht ist zu scheitern. Der menschliche Geist macht Seitensprünge und geräth auf Abwege, entweder weil er sich schmeichelt,

auf diese Art eher zum Ziel zu gelangen, oder weil ihm die ebne, betretne Bahn zu einförmig dünkt. Die Wißbegierde, einmal aufgereizt, kennt keine Grenzen mehr. Derjenige der vorher nichts untersuchen zu dürfen glaubte, wähnt nun alles ergründen zu können und zu müssen, und geräth in bodenlose Abgründe. Er macht den Schluß: Dies schien unsern Vorfahren unmöglich zu bewerkstelligen, jenes unerforschlich zu seyn; wir haben gefunden, daß beides sehr leicht und sehr natürlich war — warum sollten wir nun stehen bleiben? Warum sollten wir uns nicht bemühen, auch dasjenige zu entdecken, auch davon Gewisheit zu erlangen und durch Darstellung anschaulich zu machen, was noch mit Zweifeln umhüllt ist, oder gar außer der Sphäre menschlicher Kenntnisse zu liegen scheint? Hätte man sich durch Schwierigkeiten abschrecken lassen, so tappten wir ja selbst noch im tiefsten Dunkel. — Der Schluß ist richtig, in so fern diese Bemühungen auf gründliche,

nützliche Wissenschaften abzwecken, in so fern man durch natürliche Mittel natürliche, obgleich auffallende und vorher unbekannte Wirkungen hervorzubringen sucht, und in so fern derjenige der belehren will, nicht nur selbst richtige und deutliche Begriffe von seinem Gegenstande hat, sondern sich auch bemüht, andern richtige und deutliche Begriffe davon beizubringen. Wenn aber die vorgegebene Vermehrung unsrer Kenntnisse in Spielereien oder ganz unnützen Spekulationen besteht; wenn Träume, Visionen und übernatürliche Alfanzereien mit eingemischt werden; wenn sich der Lehrer in einen geheimnißvollen Nebel hüllt; wenn er, anstatt den Verstand seiner Schüler aufzuhellen, ihn zu betäuben sucht — weil er ohne diese Betäubung keinen Glauben an sich und seine Weisheit bewirken würde — dann ist dies der gerade Weg, wieder dahin zu gelangen, von wo wir in der Kindheit unsres Verstandes ausgingen.

Dies ist unsre Epoche, und dies letzte könnte auch leicht unser Fall werden, wenn wir uns in die Gebiete der Mystik, der Theurgie, Alchymisterei, Rosenkreuzerei, Geisterbannerei, des thierischen Magnetismus, Somnambulismus, und wie sie alle heißen mögen, noch weiter versteigen. Welcher böse Genius diese Sucht zum Wunderbaren und Uebernatürlichen unter uns erweckt hat, weis ich nicht; das liegt aber am Tage, und ist ohne Zweifel jedem bekannt, daß, so bald Schwärmer aufstanden, die einen Hang zu den sogenannten verborgnen Wissenschaften blicken ließen, sich auch eine Menge Betrüger zeigten, welche die Thorheit jener sich zu Nutze zu machen suchten. Einer der gern Geister sehen will, findet bald einen Geisterbanner; zu einem Narren, der den Stein der Weisen sucht, gesellt sich geschwind ein Gauner, der die dazu nöthigen Wissenschaften zu besitzen vorgiebt; und wer durch Wunderkräfte von Krankheiten geheilt seyn will, darf nur sein Verlangen zu erkennen geben; an Charlatans

wird es ihm nicht fehlen, die ihn magnetisiren, oder ihn durch andere Possen zum Gegenstand des Gespötts vernünftiger Männer machen. Was den Hang zur Geisterseherei insbesondere betrift, der sehr starke Fortschritte auch in großen Cirkeln gemacht hat, so können ihn nur diejenigen äußern, die selbst wenig Geist besitzen, und doch neugierig sind zu wissen, was es mit einem Geist eigentlich für Beschaffenheit habe. Sie ist unter dieser Klasse von Thorheiten unstreitig die lächerlichste, und würde auch die unschädlichste seyn, wenn sie nicht Betrügern zu viel Einfluß verstattete. „Der kann sich am sichersten eines „allgemeinen Beifalls versehen,“ schreibt Menke S. 107. „welcher wie Amphion Per„len und Edelgesteine hervor zu bringen, und „wie Gyges sich unsichtbar zu machen gelernt „hat; der, wie der zweiköpfichte Janus, das „Zukünftige so leicht als das Vergangne ein„sehen, und wie Dädalus durch die Lüfte „fliegen kann; oder der von nichts als golde„nen Bergen, schwimmenden Inseln, Mis-

„geburten, Meerwundern, Kobolten, und
„dergleichen Melusinengeschichten aufzuschnei-
„den weis."

Nicht jeder Schwärmer ist aber auch ein Betrüger. Es giebt gutmüthige Schwärmer, die Leib und Leben für ihre Einbildungen lassen, andre davon durch alle ersinnliche Gründe zu überzeugen suchen, Proselyten zu machen sich bemühen, und sich von Herzen grämen wenn es ihnen mislingt; aber um alles in der Welt Niemanden vorsätzlich betrügen würden. Sie sind selbst entweder durch ihre verdorbene Einbildungskraft, oder durch die List andrer verführt worden, und verdienen mehr Mitleiden als Spott. Hierunter gehört der verstorbne Ziehe, der sich damit abgab, zukünftige Dinge voraus zu sehen, wovon freilich nichts eintraf, die aber doch manchen Schwachkopf so in Angst setzten, daß er sich zu einem seligen Ende bereitete. In manchen großen Städten, besonders in solchen, wo zarte Sprößlinge, die kaum der Pflege ihrer Mütter entronnen

sind,

sind, sich schon mit der Mine eines starken Geistes brüsten, war die Furcht vor dem Untergang der Welt an den dazu bestimmten Tagen so sichtbar, daß man auch die nöthigsten Geschäfte versäumte und einander kaum anzusehen wagte. Sogar der Verfertiger eines Bauernkalenders hatte zu dem schrecklichen Tage mit dürren Worten hinzugesetzt, daß hier alles Elend und aller Jammer dieser Welt ein Ende nehmen würde, war aber doch so ehrlich gewesen, den Kalender vollständig zu liefern, an jedem darauf folgenden Tage anzuzeigen, wenn gut purgiren und Haarabschneiden wäre, und die Witterung zu verkündigen. Dieser Mann machte unstreitig, ohne daß er selbst etwas davon wußte, die treffendste Satyre auf jene Alfanzerei. — Der berühmte Semler hat sich, wie bekannt, auch noch in seinen alten Tagen zum Gespötte der Welt gemacht. Daß dieser Mann einen guten, aber sehr schwankenden Charakter besitze, leuchtet aus allen Umständen seines Lebens hervor. Er machte sich anfänglich durch

seine heterodoxen Grundsätze einen großen Namen, und schien ein Licht werden zu wollen, das manche Dunkelheit erhellen würde. Auf einmal verfiel er auf das Gegentheil, wurde der eifrigste Orthodox, und bestritt alle diejenigen auf das heftigste, die nur im geringsten von den einmal angenommenen Lehrbegriffen der Kirche abwichen. Endlich erniedrigte er sich gar zum Quaksalber, und trieb die leidige Kunst der Goldmacherei, aber leider mit schlechtem und für ihn sehr unangenehmen Erfolg. Er ließ sich von dem, durch seine vorgebliche Universalarznei und seine Federfechtereien bekannten Charlatan, Baron von Hirschen, einnehmen. Er ging selbst noch weiter als dieser, und wollte, aller Warnungen vernünftiger Männer und erfahrner Chymiker ungeachtet, Gold aus dem gepriesenen Luftsalz ziehen. Nun wurde er ein Raub der Betrüger, die ihn bald alles glaubend machten, was er zu sehen und zu erlangen so sehnlich wünschte. Er fand endlich sein gewachsenes Gottesgold, und schickte sogar

einige Stan davon triumphirend an den Kronprinzen von Preußen. Seine Freude wurde ihm aber bald verdorben. Er mußte seinen Irrthum eingestehen, seinen Gegnern, die sich schon längst über ihn lustig gemacht hatten, den Sieg überlassen, und rettete durch sein Bekenntniß: daß er zwar ein Betrogner, aber kein Betrüger wäre, (welches ihm ohnehin Niemand Schuld gab) seine Ehre, aber nicht seinen Verstand. Wer hätte denken sollen, daß ein solcher Mann, mit so vielen gründlichen Kenntnissen, sich noch mit dergleichen Possen abgeben würde? Ohne Schwärmer und zugleich schwach zu seyn wär' es wohl nicht möglich gewesen. — Den ersten Platz unter den gutmüthigen Schwärmern verdient Lavater. Seine Seele wandelt stets in andern Welten, seine Ideen sind durchaus überspannt und dem Fassungsvermögen aller übrigen Sterblichen nicht angemessen, er sieht alle Dinge auf seine ihm allein eigne Art an, und entdeckt Seiten an ihnen, die jedem andern auch noch so hellem Auge unerforschbar

sind, sein Geist wirkt in so besondern Richtungen, daß man sich von seinem Erstaunen darüber kaum erholen kann, und jedermann Ursache hat den Himmel zu bitten, daß er ihn mit solcher Klarheit und Helle, wie er Lavaters Späherauge lieh, verschonen möge, weil sonst durch die allzu große Erleuchtung endlich wohl gar eine solche Unordnung unter uns entstehen könnte, wie bei dem Thurmbau zu Babel, verworrnen Andenkens. Dieses excentrische Genie unternahm es, die mißliche Wissenschaft der Physiognomik in ein System zu bringen, und behauptete, aus dem Umrisse eines Kopfs nicht nur den Charakter und die Gesinnungen des Menschen zu erkennen, dem dieser Kopf gehörte, sondern er prophezeite ihm auch oft seine künftigen Schicksale aus diesen trügerischen Anzeigen. Was für Nutzen diese Bemühungen, Herzen zu erforschen, hervorgebracht haben können, kann ein jeder leicht selbst einsehen; der Misbrauch, der damit getrieben wurde, war weit größer. Denn auch Lavatern fehlte es nicht an

Nachfolgern und Nachbetern, die sich damit brüsteten, es jedem an der Nase ansehen zu können, was er für ein Mann sei. Daß übrigens diese Kunst nicht neu sei, daß sie schon sonst ihre Verehrer hatte, die tausenderlei Fratzen mit ihr trieben, und den Aberglauben dadurch vermehrten, ist bekannt. Auch Menke schreibt S. 185. „Wer weis nicht, daß zu „unsrer Zeit verschiedene Künstler aufgestan„den sind, die uns eine neue Kunst haben „lehren wollen, wie man nicht nur die „innersten Gedanken des mensch„lischen Herzens auskundschaften, „sondern auch den Geiz, Zorn, Wol„lust und übrigen Paßionen zu „Pfunden und Unzen abwiegen „könne?“ — Da Lavater, wie gesagt, das Ueberirrdische und Uebernatürliche nicht blos liebt, sondern in demselben gleichsam lebt und webt, wie eine jede seiner Schriften bezeugt, und seine letztern noch viel deutlicher als seine frühern, so war es kein großes Wunder, daß er sich auch in die geweihten

Cirkel begab, in welchen der thierische Magnetismus seinen Thron aufgeschlagen hatte, und dessen Heilkräfte versuchte. Er fand sie probat, und pries sie mit lauter Stimme seinen Mitbürgern an — das beste Gegenstück zu Semlers Goldmacherei. Auch wurde er dadurch, eben so wie dieser, ein Gegenstand der beissendsten Spötterei. Es wurden sogar darauf, so wie überhaupt auf seinen Aufenthalt in Bremen, Gassenhauer gemacht, und in periodische Schriften eingerückt. — Seine Religionsbegriffe, die sehr sinnlich, und eben nicht sehr empfehlend für die Religion sind, zogen ihm manche bittere Vorwürfe von seinen Gegnern zu, die sich mit Streitigkeiten endigten, ohne daß einer von beiden Theilen überzeugt wurde. Sein Ruhm ist theils dadurch, theils durch die Bremer Geschichte vermindert worden, aber ganz gesunken ist er noch nicht; viele seiner Jünger sind ihm treu geblieben. Dieß beweißt auch das in seiner Art einzige Journal das er herausgiebt, und welches blos Antworten von ihm auf die

Anfragen seiner Freunde und Verehrer enthält.

Schwärmer und Betrüger zugleich, oder Betrüger unter der Maske der Schwärmerei, deren Mährlein Glauben gefunden haben, giebt es in großer Anzahl. Wem sind die Namen eines Schröpfer, Cagliostro, St. Germain, Mesmer, Gasner, ꝛc. ꝛc. unbekannt? Wie viele gab es nicht, und giebt es zum Theil noch, die Schröpfers Gankelspiele für etwas übernatürliches hielten? Ewige Schande für unser Jahrhundert! Die Menge der Leichtgläubigen ist noch so groß, daß es Betrüger der Mühe werth finden, eine Farce nach der andern mit ihnen zu spielen. Wir Protestanten und alle aufgeklärte Katholiken glauben nicht an die wunderthätigen Kräfte eines Heiligenbildes — und viele unter ihnen glauben an die wunderthätige Kraft eines Schelms. Welcher Widerspruch! — Selbst diejenigen die nichts davon glauben, hören oder lesen gern etwas davon, theils aus Begierde nach etwas neuem, die jetzt fast uner-

sättlich geworden zu seyn scheint, theils aus einem gewissen Hang zum Wunderbaren, der uns unvermerkt hinreißt. Wir ergötzen uns an den buntfarbigen Spielen der Einbildungskraft, ohne sie darum für etwas wesentliches zu halten. Daher die Nachfrage nach Romanen, in welchen Geister oder unsichtbare Kräfte wirken, wenn sie auch nicht von der Meisterhand eines Schillers sind; daher die Menge der Zuschauer in Schauspielen, in denen ein vierschrötiger Akteur als Geist auftritt. In diesem Gebiet des Wundervollen und Uebernatürlichen liegt doch noch etwas Unterhaltendes, es liefert sogar Stoff zum Nachdenken — woher aber die Menge alchymistischer und rosenkreuzerischer Schriften — über die auch Meinke klagt — noch in unsern Zeiten? In ihnen herrscht durchaus nichts als unverständliches, höchst unsinniges Gewäsch; es ist nicht möglich, daß Leute von gesundem Menschenverstand nur eine Seite ohne Ekel lesen können — und gleichwohl zeigt die große Anzahl derselben, die noch jährlich erscheint, daß sie Bei-

fall und Leser finden müßen, und es giebt folglich noch sehr Viele, die in diesen Büchern verborgene Weisheit suchen, um ihre offenbare Thorheit damit zu übertünchen. Noch einmal: Schande für unser Jahrhundert! Sollten die Verfasser solcher Schriften nicht die öffentliche Ahndung der Obrigkeit verdienen? In keinem wohlpolizirten Staat duldet man die Gassendiebe und Beutelschneider; man bestraft jedes Unternehmen auf Eigenthum, Freiheit und Leben eines Bürgers, und solche grobe Betrüger, solche Geistesmörder läßt man ungestraft. Der Starke widersteht ihnen und verlacht sie; der Schwache aber, der des Schutzes am meisten bedarf, unterliegt. — Die Universität zu Leipzig hat sich vor kurzem ein bleibendes Denkmal ihres Ruhms gestiftet, da sie dem Verfasser der Schrift: Feen- Geister- Geheimniß- und Zaubereyjournal. Veranstaltet durch drey Feen, und herausgegeben von A. F. Geisler, dem jüngern auf die Denunciation eines auswärtigen Re-

censenten die Fortsetzung derselben streng verbot. Es ist doch wahrlich ein Verbrechen des beleidigten Menschenverstandes, wenn man solche Dinge, wie in diesem Buche stehen, dem Publikum vorlegt, und es ist ein elendes Handwerk, wenn man blos von solchen Personen Vortheile zu ziehen sucht, deren Leichtgläubigkeit und Dummheit sie beinahe zu Tollhaus-Kandidaten macht. Da lernt man unter andern die Tugenden und Wirkungen verschiedener Spiegel kennen, in welchen man alles sieht was man zu wissen verlangt. Z. B. Was macht der türkische Kaiser, oder ein andrer Potentat? Wie ist er gekleidet? Wer ist bei ihm? Warum thut er das, jenes? Was sagt dieser, jener von mir? Ist er ein Mörder, ein Dieb, ein Ehebrecher? Was steht in diesem versiegelten Briefe? Wer hat das gethan? Warum? rc. Man sieht alles was einem Menschen innerlich und äußerlich fehlt; man erfährt alle Arkana und Künste, lernt eines Menschen Nativität daraus stellen; wenn zwei Prozeß führen, kann

man sehen wer Recht und wer Unrecht hat. In Summa, man kann alle Heimlichkeiten bei Tag und Nacht erforschen. Um aber diese Spiegel verfertigen zu können, muß man gewisse Signaturen, Karaktere und Beschwörungen haben, und — man erstaune! — Diese erhält man, wenn man sechs Louisdor franko Leipzig an Herrn Geisler einsendet. Die Abschrift der Beschwörung einer Wünschelruthe, um Gold, Silber und verborgene Schätze zu entdecken, kostet nur sechszehn Groschen, u. s. w. Aus diesen Proben kann man auf den übrigen Inhalt des Buchs schließen. „Welches alles," sagt Menke S. 112. „wenn wir es „recht genau betrachten, mir nicht anders vor„kommt, als die Betrügereien der Marktschrei„er und Landstreicher, die ebenfalls, damit „sie den Pöbel an sich locken und hintergehen „mögen, allerhand Gaukler und Possenreis„ser, ja Affen und Meerkatzen mit sich herum „führen, und bei Vorstellung derselben, zu„gleich durch Herausstreichung ihrer Arzneien,

„Panaceen und Pflaster, die Beutel der Zu-
„schauer wichtig zu schneuzen wissen.“

Von den Streitigkeiten der Gelehrten in öffentlichen Blättern.

Auch diese sind Ursache zur Herabwürdigung des Standes der Gelehrten, besonders wenn sie nichts zur Vervollkommnung der Wissenschaften beitragen, sondern in Schmähungen und persönliche Beschimpfungen ausarten, wie jetzt der Gebrauch ist. Hier ist nicht von dem ewigen Kriege zwischen Schiftstellern und Recensenten die Rede — davon habe ich schon oben etwas gesagt; sondern von den Streitigkeiten der Gelehrten unter einander, über irgend einen sie betreffenden Gegenstand. Gemeiniglich zanken sie sich erst, und hernach untersuchen sie. Diese beliebte Methode hat wenigstens den Vortheil, daß der unpartheiische Leser und Zuschauer lange Zeit in Ungewißheit bleibt, nicht weis wer Recht

oder Unrecht hat und welchem Kämpfer der Preis gebührt. — Es giebt eine große Menge solcher Fehden, und nicht wenig Gelehrte, denen sie gleichsam zur ordentlichen Nahrung geworden sind, ohne welche sie nicht leben können. Kömmt es endlich gar von Worten zu Schlägen, so hört es von diesem Augenblick an auf, ein gelehrter Streit zu seyn, und wird zu einer pöbelhaften Prügelei; die Zänker setzen sich durch ihr Betragen in die Klasse des gemeinen Mannes herab. Auf diese Art entehrten sich Herr Basedow und Magister Reich, ehemaliger Aufseher und Vorsteher der ehemaligen gelehrten Buchhandlung. Dieser letzte fühlte überdies das Unwürdige seines Betragens so wenig, daß er eine eigne Schrift über diese Baxerei herausgab, wo er den ganzen Vorfall umständlich beschrieb und erläuterte.

Unter allen Streitigkeiten in unsern Zeiten hat diejenige das größte Aufsehen gemacht, welche von den Herren Gedike, Biester und Nikolai gegen Herrn Stark geführt

wurde, wozu sich noch in der Folge die Herren Grollmann, Werth, Carl und Peter von Sacken, Frau von der Recke und eine große Anzahl Unbekannte gesellten, die sich zu einer von den beiden Partheien schlugen. Sie betraf Jesuitismus, Katholicismus, geheime Ordensverbindungen u. s. w. deren Herr Stark beschuldigt wurde. Die Sammlung aller Schriften, welche bei dieser Gelegenheit erschienen, würde eine eigne Bibliothek ausmachen. Ganze dicke Bände, Aufsätze in periodischen Werken, besonders in der Berliner Monatsschrift und in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, kleinere Brochüren, fliegende Blätter und eine ungeheure Menge Satyren strömten gleichsam hervor. Herr Stark ging sogar den Weg Rechtens und verklagte seine Gegner, die Herausgeber der Berliner Monatsschrift, bei ihrer Obrigkeit. Er verlohr den Prozeß. Dies unterbrach aber den gelehrten Zwist nicht, im Gegentheil, es gab Gelegenheit ihn noch zu erweitern und mehr auszuspinnen. Hoffentlich

ist er nun geendigt, denn er wurde mit einer Erbitterung geführt, die alle Gränzen des Wohlstandes überschritt. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wer Recht oder Unrecht hatte; würde auch zu nichts helfen. Nur das muß ich hinzusetzen: Aus dieser Streitigkeit zwischen Gelehrten wurde ein moralisches Stiergefecht, ein höchst ärgerliches Schauspiel, für jeden Mann von Gefühl so zurückschreckend, und für den Pöbel so belustigend, wie die Hetze in Wien.

Federfechtereien, die grosses Aufsehen machten, waren die zwischen Voß und Lichtenberg über die Aussprache eines griechischen Buchstaben; die zwischen Platner und Wezel über Leibnitzens Theodicee; die zwischen Nikolai und Blumauer über einige in den Reisen des erstern gefällte Urtheile; die zwischen Moritz und Campe über nicht gehaltene Versprechen und Geldangelegenheiten — vieler andern nicht zu gedenken. Einer der rüstigsten Kämpfer, der bei der geringsten Veranlassung sogleich in

die Kriegstrommete stieß, war der verstorbene Heinicke, Direktor des Churfürstlich-Sächsischen Instituts für Taube und Stumme. Er besaß eine unerschöpfliche Quelle von Schimpfwörtern und Grobheiten, mit denen er in einer originellen Sprache seine Gegner so überschüttete, daß kein ehrliches Fleckchen an ihnen geblieben wäre, wenn pöbelhafte Schmähungen schänden könnten. Man sehe davon das Journal: Verkappter Recensenten und Pasquillanten Jagd, wovon jedoch, dem Himmel sei Dank! nur ein Stück erschienen ist. Das lustigste dabei war, daß er alles dies noch für Höflichkeit hielt. Denn in einer kleinen, gegen den Kriegsrath Cranz gerichteten Schrift, der sein Institut getadelt hatte, belegt er diesen mit allen ersinnlichen Schimpfnamen, wovon Esel und Schurke noch die gelindesten sind, schreibt aber bald am Ende: Er möchte nicht so grob gegen ihn seyn als ers verdiente, sonst wollte er ganz anders mit ihm reden; räth ihm aber dabei, er solle sich

ja

ja nicht zu sehr auf seine Höflichkeit und Schonung verlassen! — Dies alles ist freilich nichts neues. In der Note zu Menken S. 94. werden einige Gelehrte genennt, „die sich „nicht anders als wie die Capitler und Heringsweiber in Paris, oder Johann Hagel „mit seiner Kompagnie Bootsknechte in den „Seestädten begegneten.“ Und S. 95. in der Note heißt es: „Im übrigen sind heut zu „Tage die Duelle und Schlägereien unter den „Gelehrten so gemein, daß man eher den „Sand am Meere, als die ungeheure Menge „Federfechter, die einander täglich in den „Haaren liegen, sollte zählen können.“ Wie denn auch Beispiele genug angeführt werden, wo es Ohrfeigen, Stöße und Wunden setzte. —

Mögen die Gelehrten sich immer streiten und befehden, wenn sie nur — und das ist gewiß der Wunsch jedes rechtschaffenen Mannes — in ihren Zänkereien nie darauf ausgehen, ihre Gegner um Brod, Ehre und guten Namen zu bringen! Denn dies

sind Dinge, die sie ihnen nicht wieder ersetzen können. „Die Gelehrten sollen Schlafpelze, „nicht Harnische anziehen; nichts desto weni„ger schneiden ihre Zungen schärfer als des „Actius Scheermesser, und ihre Federn sind „behender als der Blitz, und erschallen wei„ter als der Donner. Ich will mich lieber mit „einem erzürnten Renommisten herumschla„gen, als mit einer grimmigen Feder;" sagt Thomas Brown. S. Menken S. 113. f. in der Note.

Es sind noch viele Gegenstände übrig, die hieher gehören, und über die es schwer ist keine Satyre zu schreiben. Aber das letzte wollt' ich nicht, und ich befürchte zu weitläuftig zu werden, wenn ich alles genau abhandeln, zergliedern und mit Beispielen belegen sollte, wie ich es bisher mit einigen Punkten, die mir vorzüglich zur Charlatanerie der Gelehrten zu gehören schienen, gethan habe. Ich will daher das übrige, was ich noch

glaube hinzusetzen zu müssen, nur kurz berühren.

Manche Schriftsteller thun sich auf ihre Grosmuth und Uneigennützigkeit sehr viel zu Gute, besonders bei Werken, wodurch sie andere ähnlichen Inhalts verdrängen wollen, und rechnen es jedem in der Ankündigung, Vorrede und an allen schicklichen Stellen vor, wie wohlfeil sie ihre Waare geben; beinahe so wie „diejenige kostbare Arznei, die „einen Herrn von hohen Stande zum Erfin„der hat, welcher nichts weniger als dabei zu „profitiren, sondern einzig und allein den „Nebenmenschen zu dienen, und Kranken zur „Gesundheit zu verhelfen sucht;“ welche in allen Zeitungen angepriesen wird. — Einige sagen gar, sie machten dem Publikum ein Geschenk mit ihrer Schrift, welches aber nur eine Formel ist. Man würde sich sehr irren, wenn man sie umsonst zu erhalten glaubte. Der Buchhändler muß dem Verfasser das Manuscript, und das Publikum dem Verleger das Werk bezahlen. Manche Autoren schrei-

ben sogar dem letzten vor, wie viel Buchstaben in jede Zeile beim Druck kommen sollen, um ein ansehnliches Honorarium zu erhalten. Die Lieblings-Schriftsteller besonders suchen die für sie günstige Stimmung des Publikums zu nützen, und die größtmöglichsten Vortheile aus ihren Werken zu ziehen; welches ihnen auch Niemand verdenken wird.

Es giebt auch Gelehrte, die aus Eitelkeit den guten Ruf in dem sie stehen auf Kosten andrer noch zu vermehren suchen. Z. B. Es erscheint ein Werk das sehr gut geschrieben ist, das Aufsehen macht, und dessen Verfasser man mit aller Mühe nicht entdecken kann. Nun legt man sich aufs Rathen. Aus der Aehnlichkeit der Schreibart, aus einigen Aeußerungen, schließt man auf diesen oder jenen, und sagt es ihm wohl ins Gesicht. Mancher wird die Ehre, die man ihm erzeigt, geradezu ablehnen; mancher andre aber — und ich könnte davon Fälle anführen — findet sich dadurch geschmeichelt und benutzt den Irrthum. Er bekennt sich zwar nicht zu

der Schrift, wovon die Rede ist, aber er leugnet es auf eine Art, welche den Wahn noch mehr bestärkt, erkünstelt ein geheimnißvolles Lächeln, stellt sich ein wenig aus der Fassung zu kommen — und nun wird es in den Augen der andern zur Gewisheit, daß er der unbekannte große Mann sei, der das schöne Werk geschrieben hat. Wird nachher der wahre Verfasser entdeckt, so kann man doch jenem nichts zur Last legen; er hatte es ja deutlich genug gesagt, daß er es nicht geschrieben habe. — Von diesen blos durch ihre Eitelkeit Verführten sind die Plagiarii verschieden, die gelehrten Diebe, welche ohne Scheu andrer Arbeit für die ihrige ausgeben, oder Werke zum Vorschein bringen, in denen nichts eignes, sondern vom Anfang bis zum Ende alles aus andern wörtlich abgeschrieben ist, und so das Publikum und die Käufer betrügen. Diese genießen nun freilich ihren kleinen Ruhm nicht lange; es kömmt gemeiniglich bald an Tag, daß sie sich blos mit fremden Federn geschmückt haben, man reißt sie

ihnen aus, und sie stehen in ihrer eignen, wahrlich nicht liebenswürdigen Gestalt zur Schau da, jedem zum Gelächter der sie erblickt. Müller in seinem Siegfried von Lindenberg hat einen solchen Ehrenmann, den Herrn Plümicke, sehr derb, aber wohlverdienter Weise, abgefertigt. Auch an solchen fehlt es nicht, die aus hinterlassenen Manuscripten andrer Gelehrten, besonders aus den Heften, die akademische Lehrer zu ihren Vorlesungen brauchten, arbeiten, hie und da etwas einflicken, einige Noten dazu machen, und das Ganze alsdann mit einer sehr gelehrten Mine für ein Produkt ihres eigenen Fleißes ausgeben. — Es giebt aber auch andre, die gerade das Gegentheil thun, und ihre eignen ungenießbaren Sächelchen, von denen sie selbst überzeugt sind, daß sie ungekauft und ungelesen bleiben würden, wenn sie unter ihrer Firma erschienen, andern schon berühmten Männern aufbürden. Natürlich müssen dies Verstorbene seyn, denn sonst würden sie sich wohl schwerlich geduldig

zu solchen Sündenböcken brauchen lassen. Das sind die gelehrten Schleichhändler, die durch die Contrebande, die sie heimlich ins Publikum einbringen, sich zu bereichern suchen. Denn dies ist ihr Zweck, nicht etwa Ruhm und Ehre, welche sie, als sehr unwesentliche Dinge, nicht sonderlich achten. Beiläufig geben sie sich zwar auch oft in der Vorrede für sehr vertraute Freunde des Verstorbnen aus, der ihnen das Manuscript anvertraut hätte, welches sie jetzt aus angebohrner Herzensgüte der Welt nicht länger vorenthalten könnten. Fast allemal treten nach dem Tode eines großen Schriftstellers Werkchen ans Tageslicht, die aus seiner Feder geflossen seyn sollen, über die er sich, wenn er nur auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückkehren könnte, so wie über seine vorgeblichen Freunde, denen sein Ruhm so sehr am Herzen liegt, und die er vielleicht nicht einmal den Namen nach gekannt hat, ziemlich verwundern würde. Das sind freilich vorsätzliche Täuschungen, die mit nichts zu entschuldigen

sind. Sie werden nicht aufhören, so lange das Publikum nicht gerechtes Mistrauen gegen dergleichen Produkte äußert, und gutmüthig genug ist sie zu kaufen. Man denke nur an die Ausgabe von Höltys Gedichten, die kurz nach dessen Tode herauskam. Solche Herren sind den Quaksalbern sehr ähnlich, die von irgend einem großen verstorbenen Arzt ein Arcanum erhalten zu haben vorgeben, mit welchem sie alle Schäden, Wunden und Krankheiten heilen wollen. — Auch ist es sehr zu mißbilligen, wenn die Erben eines berühmten Gelehrten aus Gewinnsucht oder andern Ursachen Schriften von ihm herausgeben, die er nicht zum Druck bestimmt hatte; oder jugendliche Arbeiten desselben, die man um seiner Ehre willen lieber unterdrücken als bekannt machen sollte; oder Privatbriefe von seinen Freunden und an dieselben, worin oft Sachen stehn, die nicht einmal ein Dritter, geschweige die ganze Welt wissen sollte, und wo bisweilen einer dem andern das Innerste seines Herzens entdeckte, wie das in Briefen

unter vertrauten Freunden gewöhnlich ist — welches alsdann sehr leicht zu Zänkereien und sogar Verfolgungen Anlaß geben kann; wovon wir Beispieie genug haben. Dergleichen Herausgeber versündigen sich dadurch an dem Andenken des Verstorbenen, welches ihnen heilig seyn sollte, und an dem Publikum, welchem sehr oft mit dergleichen Werken gar nichts gedient ist. Gleichwohl sieht man solche Erscheinungen in unsern ohnehin schreibseligen Zeiten täglich.

Bisweilen bieten auch Schriftsteller in einem ihrer Werke oder auf andre Art Manuscripte aus, die sie selbst verfertigt oder im Besitz zu haben vorgeben, deren Inhalt aber so äußerst merkwürdig sei, daß sie, ohne große Gefahr zu laufen, nicht damit hervorrücken können; erbieten sich aber allenfalls dazu, wenn sich eine bestimmte Anzahl Pränumeranten findet, die ihnen jedoch alle auf ihr Wort glauben müssen, daß sie für ihr Geld etwas ganz außerordentliches erhalten. — Gelingt ihnen diese List, welches jedoch jetzt wohl nur

selten der Fall ist, so ist ja bald etwas zusammengeschrieben.

Einige Schriftsteller hüten sich sehr die Quellen anzugeben, aus welchen sie ihre Weisheit geschöpft haben, weil sie dadurch ihre Armuth an Kenntnissen zu sehr verrathen würden. Unter allen Gelehrten voriger Zeiten wird wohl keiner mehr, und auf mannichfaltigere Art, geplündert, als der ehrliche Bayle; versteht sich, ohne ihn zu nennen. Ich habe manches dicke Buch gelesen, manches das den lautesten und allgemeinsten Beifall erhielt, und welches, ohne den Schatz jenes Philosophen, schlechterdings nicht zu seinem Dasein hätte gelangen können. Wenigstens würde es ohne denselben entweder nur auf wenige Seiten zurückgebracht werden, oder nicht den geringsten Eindruck machen. Bayle ist ein Tröster in der Noth, den man ehren und lieben muß. — Andre Gelehrte thun gerade das Gegentheil, und überhäufen, um ihre Belesenheit zu zeigen, ihre Schriften mit Stellen aus andern, besonders alten Au-

toren, bei jeder auch der entferntesten Gelegenheit, so sehr, daß der Leser alle Geduld verlieren muß.

Um einem, übrigens mittelmäßigen, Roman Leser und Käufer zu verschaffen, läßt man Kupfer von einem großen Künstler hinzufügen, das wird in den meisten Fällen helfen — oft sind auch die Kupfer das Geld allein werth. So ist es auch mit den neuen Fibeln und den Lesebüchern für Kinder. Die Sachen sind alt, blos der Bilder wegen werden sie gekauft.

Manche Gelehrte haben viel guten Willen zu schreiben, auch hinreichende Kenntnisse, um etwas gutes zu liefern; aber es fehlt ihnen an Fleis, sie scheuen die Arbeit, und gehen nicht eher daran, bis sie die höchste Noth dazu treibt. Sie fangen auch wohl hunderterlei an, können es aber nicht über sich erhalten, bei einem auszuharren oder es zu beendigen. Es sind Quecksilber-Genies, die von einem auf das andre hüpfen, aber bei keinem

lange verweilen können. Dafür lassen sie es aber nicht an Versprechungen mangeln, von treflichen Werken die sie schreiben wollen. Sie kündigen sie auch wohl im ersten Feuer in öffentlichen Blättern an; aber ihr Eifer erkaltet, und man erwartet das Versprochene vergebens. Einige vollenden auch ihre Werke nicht, geben den ersten Theil heraus, und der geneigte Leser mag sich die Fortsetzung davon d e n k e n. Er besitzt ein unvollkommnes Werk, das ihm unnütz ist. Dies ist auch der Fall bei Romanen, wenn der Autor den Knoten so sehr verwickelt hat, daß er selbst ihn nicht aufzulösen im Stande ist, und also lieber mitten in der Erzählung abbricht.

„Wir leben jetzt in Journals-Tagen;“ sagt der Hällische Uebersetzer in der Note zu M e n k e n S. 148. Was würde er erst j e t z t sagen? Wir haben eine ungeheure Menge Journale, und sie vermehren sich noch täglich — wiewohl freilich auch viele wieder eingehen, viele bald nach ihrer Geburt in ihr Nichts zurücksinken. Man liebt die Wissen-

schaften in nuce, oberflächliche Kenntnisse, und vor allen andern Abwechselung. Daher die große Vorliebe des Publikums für Zeitschriften. Doch es ist nicht zu läugnen, daß sie vieles zur Aufhellung des Verstandes und gesunder Begriffe bei allen Klassen der Menschen, zur Verbreitung der Wissenschaften, zur Verminderung schädlicher Vorurtheile, zur Erweiterung der Duldung und Denkfreiheit u. s. w. beitragen, und daher im Ganzen genommen großen Nutzen stiften. — Für manche Schriftsteller, besonders aber für solche, welche glauben, man könne ihre Werke nicht theuer genug bezahlen, und nicht zu oft lesen, sind Journale sehr gut. Sie lassen Aufsätze, die nicht allzu stark sind, in Journale einrücken, einzeln abdrucken, und geben sie alsdann auch noch in einer Sammlung heraus. Sie ziehen auf diese Art von den Verlegern ein dreifaches Honorarium, und der Käufer, der es nicht weis, bezahlt eine und dieselbe Schrift dreimal. Da kann man doch wenigstens nicht sagen, daß sie ihr Licht

unter einen Scheffel stellen, damit es nicht leuchte, oder daß sie ihre Talente vergrüben — sie wuchern damit.

Beinahe alle große Schriftsteller beklagen sich über ihre Gesundheitsumstände, und entschuldigen sich damit gegen ihre Leser, wenn sie diese oder jene Materie nicht so abgehandelt hätten, wie sie wohl wünschten. Es scheint mir fast auch eine hergebrachte Formel zu seyn, weil es schwer zu begreifen ist, wie man bei einem siechen Körper und bei schmerzlichen Krankheiten Geistesarbeit unternehmen könne.

Mit keiner Wissenschaft ward wohl von je her so viel Charlatanerie getrieben als mit der Arzneikunst; sie scheint bei ihr ordentlich einheimisch zu seyn — und so geht es noch immer. Nirgends giebt es so eine Menge Pfuscher. — „Es sind allenthalben viel mehr „Afterärzte als rechte Medici, viel mehr Lügner und Betrüger, als Doctores und wahrhafte Helfer — Viele die gestern kaum einen „Bart putzen können, wollen heute die schwer-

„sten Krankheiten vertreiben.“ Menke S. 213. in der Note. Jede Quaksalberei wird bei uns öffentlich getrieben. Alle deutsche politische Zeitungen wimmeln von Avertissements, in welchen Arzneien zum Kauf ausgeboten werden, die für alles helfen sollen. Und wenn keine Einladung mehr fruchtet, so heißt es: Den Armen zum Besten; oder sie schimpfen auf andre, die nichts besser sind als sie. Wenn wird doch die Welt von dieser Thorheit zurückkommen, und einsehen, daß sie die gerühmten Mittel, welche sie solchen Saalbadern zu erstaunend hohen Preißen abkauft, weit wohlfeiler und besser in jeder Apotheke bekommen kann? — Es geht jetzt so weit, daß sogar, zwar nicht Gelehrte, aber doch Schriftsteller, anfangen, sich mit den Gebrechen des Leibes abzugeben, und mit Quaksalbereien, Salben, auch Schönheitsmitteln zu handeln; vermuthlich weil sie sehen, daß ihre Werke keine Gebrechen der Seele heilen können, und wenig Abgang mehr finden. „Denn ob sie gleich in allen Dingen unerfah-

„ren sind, so pflegen sie nichts desto weniger „ihre Pillen, Syrupe, Tropfen, und andre „köstliche Sachen als große Geheimnisse und „allgemeine Hülfsmittel jedermann dermaßen „einzuloben, daß man meinen sollte, sie wä„ren vermögend die Todten selbst aufzuwek„ken.“ Menke S. 208. f.

Die Rechtsgelehrsamkeit hat nicht minder ihre Charlatans, ihre Zungendrescher, welche die Wissenschaft entehren. Ich mag die Vorwürfe nicht wiederholen, die man ihnen gemacht hat; sie sind allbekannt. Es giebt unter den Juristen besonders viele, die überall von nichts als von Klagen, Prozessen, Urtheln, Appellationen, Fristen, Terminen reden, und bei jeder Gelegenheit einen passen sollenden Fall erzählen, wo sie selbst einer der beiden Partheien bedient gewesen sind. — In einer Gesellschaft behauptete einmal ein junger Doktor, der sehr für das römische Recht eingenommen war: Gott selbst, und wenn er alles könne, könne doch nicht das Corpus juris aufheben!

Endlich

Endlich ist auch die Kanzel nicht von der Charlatanerie frei, der Ort, von wo herab nur Wahrheit erschallen sollte. Statt deren suchen manche Prediger den Neid und Haß, den sie auf einen ihrer Kollegen geworfen haben, weil er vielleicht beliebter ist, oder mehr Beichtkinder hat; ihre Unduldsamkeit und Ketzermacherei; ihren Widerwillen gegen jede vernünftige Neuerung und Abschaffung religiöser Greuel; ihren Hang Stadtklatschereien und Familiengeschichten auszubreiten, in ihren Reden zu Tage zu legen. „Vor „allen Dingen aber gehören diejenigen hieher, „die sich bei ihrer Schalkheit noch scheinheilig „stellen, und doch in ihrem Herzen die Laverna „täglich anflehen:

— — — pulcra Laverna,
Da mihi fallere, da justum sanctumque videri,
Noctem peccatis et fraudibus objice nubem.“

Menke S. 224. f. Viele dieser Herren stehen in der Meinung, daß alles was sie als

Diener Gottes an heiliger Stäte sagen, als wahr angenommen, aufs tiefste verehrt und ins Herz geschlossen werden müsse, es sei auch was es immer wolle. Sonst glaubte man es auch; jetzt ist man aber überzeugt, daß nicht immer Honig von ihren Lippen fließt, daß weder Person noch Ort eine an sich unbrauchbare, nichtswerthe Rede oder Handlung ehrwürdig machen können, und daß es Heuchler unter ihnen gebe, deren Bosheit sich nicht einmal mit dem Mantel der Religion bedecken lasse, der doch seit Anbeginn der Welt so manches bedecken mußte. — Ich hörte einmal so einen heiligen Redner, der, nachdem er eine Stunde lang die Ohren seiner Zuhörer mit dem fadesten, elendesten, unzusammenhängendsten Geschwätz gepeinigt hatte, nach geendigter Predigt anhub: Nachdem wir nun das allein seligmachende Wort Gottes angehört haben, so lasset uns ꝛc.

Auf manchen Lehrstühlen der Universitäten geht es nicht besser. Die Wissenschaft, die vorgetragen werden soll, wird bisweilen

zur Nebensache gemacht, und Dinge werden abgehandelt, die dem kleinsten Theil oder gar keinem der Zuhörer etwas nützen können. Sie suchen wohl gar durch allerhand pias fraudes einander die Zuhörer abzulocken. Fast jeder Lehrer hat auch seine gewissen Spåschen und bon-mots, die er allemal und jedes halbe Jahr bei einer und derselben Stelle seines Lehrbuchs, und bei einer und derselben Gelegenheit anbringt; so daß derjenige, der das Collegium zum zweitenmal hört, sicher wetten kann, der Herr Professor werde in dieser oder jener bestimmten Stunde den und den Scherz vorbringen. — Es könnte auch wohl bisweilen geschehen — welches ich mich jedoch nicht unterstehe zu behaupten — daß in den öffentlichen akademischen Disputationen, deren Endzweck ist, die Geschicklichkeit des Kandidaten zu zeigen, und die Wahrheit streitiger Sätze zu erörtern, etwas Charlatanerie mit unterliefe. In den ehemaligen düstern Zeiten entstanden bei dieser Gelegenheit manchmal Schlägereien; jetzt

ist man gesitteter worden — man läßt es bei Grobheiten bewenden oder schweigt.

Die Preisfragen der Akademieen der Wissenschaften zeugen auch von mancher Charlatanerie. Es werden oft große Preiße auf Fragen ausgesetzt, von denen jeder voraussehen kann, daß sie nie, oder wenigstens nicht befriedigend beantwortet werden können. Dies geschieht auch. Nun werden die folgenden Jahre hindurch die Preiße verdoppelt. Immer noch Niemand der das Räthsel lösen kann. Endlich wird die mit so großem Pomp angekündigte Frage zurückgenommen, und eine andre, vielleicht von gleichem Gehalt, tritt an deren Stelle. Nach Dingen aber die vor der Nase liegen, und deren Auflösung und Erläuterung doch von großer Wichtigkeit ist, oder nach solchen, die das Wohl und Weh der Menschheit betreffen, fragt man nicht; oder geschieht es, so wird eine kleine Denkmünze dafür geboten, die dem Verfasser kaum das Papier und Abschreiberlohn bezahlt. — Vor einigen Jahren gab eine berühmte

Akademie die schön klingende Frage auf: „Ob „man dem Volke, um es glücklich zu machen, „gewisse Irrthümer lassen, oder es völlig auf„klären müsse?“ Sie war in der That sehr unnütz, denn jeder Mann von einiger Kenntniß und Einsicht, der in dieser unsrer Welt und nicht etwan im Monde lebt, konnte sie sich selbst beantworten. Sie gab zu vielen Erörterungen Anlaß; man setzte Regeln fest, machte wieder Ausnahmen davon, und es fanden sich sogar Leute, welche behaupteten, man müsse das Volk völlig aufklären. Diese wußten wohl selbst nicht, was sie eigentlich wollten — so wenig wie auf einer andern Seite diejenigen Schriftsteller, welche in die Posaune der Freiheit stoßen, überall Freiheit verkündigen und anpreisen, dabei aber keinem andern Menschen diejenige Freiheit lassen, auf die sie selbst Anspruch machen. Es ist hier der Ort nicht, mich deutlicher darüber zu erklären, indessen bin ich fast überzeugt: In unsern jetzigen Zeiten würde es kein Fürst einer seiner Akademieen

erlauben, eine solche Frage aufzuwerfen wie jene war. Vestigia terrent.

Wer nicht fähig ist etwas eignes zu schreiben, übersetzt aus andern Sprachen. Bei weitem der größte Theil unsrer Uebersetzungen ist, wie bekannt, Fabrikenarbeit. Sie müssen wegen der häufigen Konkurrenz, welche fast allemal bei ausländischen Werken, die von berühmten Verfassern herrühren, oder sonst von Bedeutung sind, Statt findet, schnell verfertigt werden; und was schnell gemacht wird, geräth nur selten gut. Bei aller Eile trift es sich doch oft, daß ein Werk zu gleicher Zeit mehreremal übersetzt wird. Dann setzt der Verleger des einen das andre so viel möglich herab, und erhebt das seinige; und die Uebersetzer selbst beginnen einen Federkrieg. Bisweilen taugen sie beide nichts. Einer läßt auch wohl einen Auszug daraus machen, der andre es ganz übersetzen, und Käufer und Leser können wählen. — Es ist lobenswürdig, daß wir fremde Schätze uns zu eigen zu machen und unsre Litteratur damit zu berei-

chern suchen, wenn es nur wirklich Schätze sind; aber es scheint als ob viele glaubten, wir hätten selbst noch nicht deutschen Wust genug, holen daher aus fremden Ländern allen Wust den sie nur auftreiben können, und übersetzen ihn wohl noch obendrein schlecht — und ein mittelmäßiges oder gar schlechtes Produkt, schlecht übersetzt, ist doch wahrlich ungenießbar. Wir haben Männer, die uns vortrefliche Uebersetzungen fremder Werke geliefert haben, einen Forster, Bode, Mylius, Kosegarten und mehrere, sie verhalten sich aber immer zu den Brodübersetzern wie Eins zu Hunderten wenigstens. Diese liefern täglich ein paar Bogen Arbeit, ohne sich große Gewalt anzuthun. Können sie in der bestimmten Zeit dennoch nicht fertig werden, so nehmen sie einige gute Freunde, oder noch ärmere Schächer als sie selbst sind, zu Hilfe, denen sie einen kleinen Antheil ihres Gewinnstes überlassen, und ein jeder übersetzt dann sein Pensum frisch von der Faust weg, daß es eine Lust ist. Gleichheit des Styls,

Richtigkeit und gute Wahl des Ausdrucks, sind Kleinigkeiten, die ihnen sehr wenig am Herzen liegen; der Leser kann sich Glück wünschen, wenn er nicht gar auf Stellen trift, die schlechterdings keinen Sinn geben. Dies kommt theils daher, weil diese Herren wenig Lust noch Zeit haben, ihre Arbeiten durchzusehen — denn es wartet oft schon eine neue auf sie — theils weil sie nur sehr geringe Kenntnisse von der Sprache haben, aus der sie übersetzen — Sie haben vielleicht kaum zwei bis drei Monate Unterricht darin gehabt, so wollen sie schon die Früchte ihres Fleißes der Welt darlegen — Daß sie die Sprache, in die sie übersetzen, nicht verstehen, ist ganz gewöhnlich, und eigentlich in der Regel — das Gegentheil macht die Ausnahmen.

Nun noch etwas von der Bescheidenheit der Gelehrten — eine Tugend, die sonst unsern großen deutschen Schriftstellern eigen war, und durch die sie den Werth ihrer Schriften, so wie ihren persönlichen, erhöheten. Man lese die Werke eines Lessing,

Wieland, Salomo Geßner, Haller, Utz, Gellert, Rabener, Weisse, Kleist, Mendelssohn u. s. w. ob man darin eine Spur von Anpreisung ihrer Verdienste, von Selbstlob, von eigner Beurtheilung und Zergliederung der Schönheiten ihrer Schriften, von Ausposaunen ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit antreffen wird. Sie überließen dies andern, traten blos mit ihren Werken auf, und diese zeugten für sie. Sie strahlten im Glanze ihrer Würde, aber im eignen, nicht durch Kunstfeuer erregten. Sie erwarteten Verehrer, aber ruhig, ohne sie zusammen zu treiben. Das ist nun jetzt ganz anders. Ruhmredigkeit und Selbstlob sind an die Stelle jener Bescheidenheit getreten — man verachtet eine Tugend, von der man nur magre und späte Vortheile zu erndten glaubt. Sollte man sich nicht irren? — Ueberließe man das Selbstlob Schriftstellern, die auf das Lob Andrer keine Ansprüche machen dürfen, und doch gleichwohl nicht ganz leer ausgehen wollen, so wäre

nichts dawider einzuwenden — aber Männer von Verdiensten sollten jeden Schein von Prahlerei — die sich von Eigenlob, so gegründet es immer seyn mag, doch nicht trennen läßt — ihres eignen Bestens wegen vermeiden. Denn der Vernünftige schätzt sie gerade um so viel weniger, je deutlicher sie zu erkennen geben, sie wären überzeugt, er müsse sie schätzen. Ich habe schon oben einiges gesagt das hieher gehört; ich will mich also hier nur noch auf zwei Beispiele einschränken.

Ein sehr berühmter Schriftsteller antwortete seinem Verleger, der ihn gefragt hatte, wie viel Honorarium er für das übersendete Werk verlange, in einem Briefe folgendes: „Ich habe Ihnen das Manuscript überlassen, „aber ich kann den Preis dafür nicht bestim„men; ich stelle Ihnen anheim, wie viel Sie „dafür geben zu können glauben. Ich kann „nichts fordern, weil ich hier nichts zu for„dern weis. Mein Verdienst dabei sind we„der Sie, noch irgend ein Buchhändler in der

„Welt im Stande, mir zu bezahlen.“ — Und dies war eine der größten und reichsten Buchhandlungen Deutschlands. Wahr ist es, das Werk erhielt großen und verdienten Beifall, wurde allgemein gelesen, und erlebte verschiedene Auflagen. Aber jener Brief — Doch meine Leser mögen das selbst beurtheilen. — Der nämliche Gelehrte schrieb an den nämlichen Buchhändler, bei Gelegenheit da eine seiner Schriften nicht geschwind genug abgedruckt worden war, und er auf Exemplare davon wartete, einen Brief voller Vorwürfe, worin er unter andern sagte: „Es ist Ihnen „bekannt, mit welcher Sehnsucht man überall „auf dies Werk wartet. Sie setzen mich in „die größte Verlegenheit; man wird mir die „Schuld geben, mich vielleicht für nachlässig „halten, und ich werde mir Feindschaft zu„ziehen. Wissen Sie nicht daß ein Courier, „der um die und die Zeit hier durchgeht, den „Auftrag hat, dies Buch — — nach — „mitzubringen? daß ich Befehl vom König „von — habe, ihm dasselbe sogleich durch

„einen eignen Courier zuzuschicken?“ ꝛc. ꝛc. Genug davon. Warum ich den Namen dieses Mannes nicht nenne, wird man leicht einsehen — es ist von Privatbriefen die Rede.

Das zweite Beispiel sei Herr **Hermes**. Er schrieb ein Buch: **Für Töchter edler Herkunft**, mit dem äußerst prahlhaften Motto auf dem Titel: Nemo apud nos qui idem tentauerit; nemo apud Graecos qui unus omnia ea tractauerit. — Das ist doch wirklich, von sich selbst gesagt, etwas stark, im Fall es auch wörtlich wahr wäre. Das ist ihm aber lange noch nicht genug; denn aus Furcht, daß einige seiner Leserinnen nicht Latein verstehen möchten, und vermuthlich um seine Verdienste noch mehr ins Licht zu setzen, macht er Th. 1. S. 19. noch folgende Note: „Wir können auf Leserinnen treffen, „welchen alles bis hierher zu trocken scheine; „aber diese versichern wir, daß sie dem sehr „Anziehnden mit dieser Blattseite schon viel „näher gekommen sind, als sie nicht denken. „Wir bitten sie, **keine Zeile zu über**-

„schlagen; denn sonst können sie die Folge „nicht verstehn, auch so gar da nicht, wo sie „ganz Erzälung ist. Wir können ihnen da„bei nicht bergen, daß sie niemals ein „Buch wie dieses ist, gelesen ha„ben. Das sagt das Motto unsers Titels: „Keiner, (so heissts aufs deutsch) keiner „unsrer Schriftsteller hat so was „unternommen; und keiner der „noch bessern, hat allein etwas so „Grosses ausgeführt.“ Das ist doch — das königliche Wir nicht gerechnet — eine Ruhmredigkeit ohne Beispiel. Ich fordre jeden meiner Leser auf, mir eine ähnliche Stelle von irgend einem deutschen Schriftsteller zu zeigen. Selbst das Horazische: Exegi monumentum aere perennius, und das Ovidische: Jamque opus exegi, quod nec Jovis ira, nec ignis, Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas — kommen diesem lange nicht bei; denn, bei allem Werth den sie auf ihre Arbeiten setzen, sprechen sie doch andern ihre Verdienste nicht gänzlich ab. —

Aber das ist noch nicht hinlänglich: Um zum drittenmal das beliebte Motto anzuführen, und seine Leser darauf aufmerksam zu machen, schreibt er in dem Werke: Zween litterarische Märtyrer Th. 2. von jenem Buche: „Es ist noch Handschrift (damals, aber jetzt herausgekommen) wird „aber, wie ich gewis zusichern darf, zu sei„ner Zeit unter dem Titel: Für Töchter „edler Herkunft erscheinen; oder wofern „es diesen Titel nicht behalten solte: so „wirds doch an diesem Motto aus dem „Plinius kenntlich seyn: Nemo apud nos „qui idem tentauerit; nemo apud Graecos „qui unus omnia ea tractauerit. Ich konnte „mich hier nicht entbrechen, dieser wigtigen „Schrift zu erwänen; denn unter dem Schwall „von Büchern, welcher in diesem Jahrzehnd „mit jeder Messe in immer gleichem Verhält„nis zunimmt, vermehrt sich auch meine „Furcht: im Umlauf von noch eben soviel „Jahren werde immer nur das hundertste „Buch der Lesewelt wirklich bekannt werden

„wenn nicht ein Verfasser oder einer seiner „Freunde einen Herold vorausschikt, zumal „da man anfängt nur die wohlfeilern der ge„lehrten Zeitungen zu lesen, die denn, um „recht viel Artikel liefern zu können, nur ganz „oberflächlich von jedem Buch urteilen." — Ich unterstehe mich hier abermals, seiner Meinung geradezu zu widersprechen — Vino vendibili etc. und ein gutes, brauchbares, lesenswürdiges Buch bedarf keines Herolds, weder in der Person des Verfassers, noch eines seiner Freunde; das lehrt ja die tägliche Erfahrung. Im Gegentheil, es wird dadurch verdächtig gemacht. Soll es aber blos darauf ankommen, sich selbst anzupreisen, und zwar so, wie es kein Recensent thun kann, thun darf — dann ist es freilich etwas anders. — Und was enthält denn jenes Buch aller Bücher, jenes mit nichts zu vergleichende Werk? Freilich viel Gutes, das ist nicht zu läugnen, aber dieses Gute in eine höchst abentheuerliche Geschichte eingekleidet.

Es giebt viele welche glauben, ein bescheidner, stiller Mann, der seinen Werth andern zu beurtheilen überläßt, keine auffallende Außenseite zeigt, seinen Gang ruhig fortgeht, sich nirgends eindringt, sich nirgends nothwendig zu machen sucht, könne im bürgerlichen Leben nie, auch nur ein mäßiges Glück machen — eben so sei es auch im Stande der Gelehrten. Ein Gelehrter, der sich durch nichts sonderbares auszeichnete, nicht durch irgend etwas Aufsehen zu erregen suchte, nicht bisweilen andern auf die Achseln träte, um desto größer zu scheinen, würde nie emporkommen, wenn er auch noch so gründliche Kenntnisse besäße. — Ich zweifle sehr an der Allgemeinheit dieses Satzes; aber ist es wirklich so — dann freilich wär' es schlimm — dann wär' auch dieses Werk größtentheils überflüßig. Größtentheils sag' ich, nicht ganz, wie ich glaube — welches ich schließlich der Beurtheilung dererjenigen überlasse, welche davon urtheilen können.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büschel, Johann Gabriel Bernhard,

Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Menken

Leipzig 1791

H.lit.u. 62 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447391-6
VD18 14646277-001